This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

26274
56

26274.56

Harvard College Library.

FROM THE BEQUEST OF

FRANCIS B. HAYES
(Class of 1889).

14 Feb. 1895.

6274.56

Harvard College Library.

FROM THE BEQUEST OF

FRANCIS B. HAYES
(Class of 1889).

14 Feb. 1895.

Sagen

aus dem

Pazisann und dessen Nachbarschaft.

Gesammelt und herausgegeben

von

Prof. Christian Hauser.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1894.

26274.56

HARVARD COLLEGE
FEB 14 1895
LIBRARY

Hayes fund.

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Vorwort.

Wie ich in den letztverflossenen Jahren geraume Zeit während des Sommers im Paznaun [1]) verweilte, so wurde ich unter anderem auch auf die vielen Sagen aufmerksam, welche in diesem bis vor kurzem fast gänzlich abgeschlossenen, idyllisch-schönen Thale sich noch eines lebensfrischen Daseins erfreuen, und alsbald war mein Entschluss gereift, diese nicht selten uralten Phantasiegebilde des Volkes näher zu verfolgen, fleißig zu sammeln und getreu aufzuschreiben. Der kleinen Mühe unterzog ich mich umso lieber, als ich mich dabei recht lebhaft wieder in die selige Jugendzeit versetzt fühlte, wo ich dergleichen mythischen Erzählungen mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht hatte. Das Ergebnis dieser angenehmen Arbeit sind nachstehende Sagen, die eine Unmittelbarkeit der Darstellung anstreben, manch Eigenartiges und viel Anziehendes haben und bisher in keiner Sagensammlung veröffentlicht worden sind. Diese Sagen,

[1]) Dieses Thal gehört zur Bezirkshauptmannschaft Landeck und grenzt südlich an das Engadin, westlich an das Montavon, nördlich an das Stanzer- und östlich an das Innthal.

wovon ich die meisten von der Jugend her kenne, wurden mir fast ausnahmslos in dem Paznauner Bergdorfe Langesthei, meiner Geburtsstätte, erzählt. Die Montavoner Sagen (Nr. 20 f., 32, 45, 55 f., 83—86) theilte mir der St. Gallenkircher J. A. Fritz mit, der seit einigen Jahren den Langestheiern die schädlichen Feldmäuse fängt. Die Hinweisungen auf die gediegenen Sagensammlungen von Zingerle und Vonbun-Sander werden hoffentlich Männern, welche das Gebiet der Sage wissenschaftlich bearbeiten, angenehm sein.

Möge der Freund der Alpenländer Tirol und Vorarlberg das vorliegende Büchlein als eine willkommene Ergänzung der beiden genannten Werke begrüßen.

Innsbruck, den 15. September 1893.

Der Herausgeber.

Sagen

aus dem

Paznann und deſſen Nachbarſchaft.

Geſammelt und herausgegeben

von

Prof. Chriſtian Hauſer.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'ſchen Univerſitäts-Buchhandlung.
1894.

2. Der Kopflose.

Begibt man sich in der hl. Nacht während des „Schreckläutens“ in die Kirche und betet daselbst, so kann man bald sehen, wie ein Zug Opferleute sich durch das Schiff in das Presbyterium hineinbewegt und um den Hochaltar herum- und auf der anderen Seite wieder hinausgeht. Das sind die Leute, welche im künftigen Jahre sterben und zwar in der Reihenfolge, wie sie eben zum Opfer giengen. So verfügte sich voralters jemand — nach der gangbarsten Erzählung war es der Langestheier Mesner selbst — in die Kirche, trat in den Chorstuhl und betete daselbst eine Zeitlang. In Bälde wurde es auf der Empore und im Schiffe der Kirche lebendig und sogleich trat ein Zug Opfernder in das Presbyterium herein, gieng um den Hochaltar herum und auf der anderen Seite wieder hinaus ins Schiff, wo dann die Gestalten plötzlich verschwanden. Der Mesner erkannte sofort die Personen in dem Zuge, nur der letzte Mann, weil ohne Kopf, blieb ihm räthselhaft. Dieser Kopflose war der Mesner selbst, der gegen den Schluss des folgenden Jahres starb, nachdem ihm bereits alle übrigen Opfergänger im Tode vorangegangen waren [1]).

---

[1]) Diese und die frühere Sage erinnern recht lebhaft an die Züge des Nachtvolkes, wie dasselbe im inneren Walgau und Walserthale, im Montavon und Paznaun als wüthendes Heer auftritt. Vgl. die folgende Sage und Vonbun-Sander, S. 20, 28, 29, 32 ff. — „Das Fehlen des Kopfes begegnet in Wodanssagen oft wie in Geistersagen“ Zingerle, S. 589. Auch in Nr. 59 erscheint ein Butz ohne Kopf.

3. Der Neugierige.

Aus Ischgl, der stattlichen Metropole des Paznauns, wurde mir folgende Sage mitgetheilt:

Ein Bewohner des erwähnten Dorfes hatte öfters von den Zügen des Nachtvolkes und dessen schöner Musik gehört. Sei es, dass derselbe solchen Mittheilungen keinen Glauben schenken wollte, sei es aus bloßer Neugier, stellte er sich einmal in vorgerückter Abendstunde links auf dem Wege auf, über den, wie er hörte, das Nachtvolk ziehe, und harrte der kommenden Dinge. Nach geraumer Weile vernahm er in der Ferne gewaltigen Lärm, verbunden mit wunderschöner Musik, und alsbald erschien der Zug des Nachtvolkes: voran ein schwarzer Mann, der einen großen Sack auf dem Rücken trug, sodann ein zweiter mit einer Geige; hinter diesem rollte, heftig knarrend, ein Wagen daher, auf dem mehrere schwarze Gestalten standen; schließlich folgte dem Zuge noch ein krummes, buckeliges Männlein nach, ebenfalls mit einem großen Sacke auf dem Rücken. Wie der Zuschauer über dieses possierliche Wesen lachen musste, so hüpfte dasselbe rasch an ihn heran, schlug ihn mit der flachen Hand auf die Achsel und sprach: „Hier ist ein ‚Stock' (Baumstrunk), in den muss ich mein ‚Hackli' schlagen!" worauf es hurtig den anderen nachhinkte. Der Mann aber empfand sofort in der Achsel einen heftigen Schmerz, gegen den niemand, auch nicht der beste Arzt, ein Mittel wusste. Zu guter Letzt wandte sich der Arme noch an den Herrn Pfarrer, klagte diesem sein Leid und nannte ihm auch den Anlass, bei dem er es bekommen. Derselbe rieth ihm, er solle im folgenden Jahre zur gleichen

Stunde wieder auf dem nämlichen Wege sich einfinden, jedoch sich auf dessen rechter Seite aufstellen; auf diese Weise dürfte er sein Weh los werden. Der Mann that, wie ihm der Pfarrer gerathen hatte, und wiederum wie das erstemal zog unter großem Lärm das Nachtvolk vorbei, dem das grimassenschneidende Männlein nachhumpelte. Sofort rannte es auf den Beobachter zu, schlug ihn auf die Achsel mit den Worten: „Voriges Jahr habe ich in diesen Stock mein Hackli geschlagen, dieses muss ich heuer wieder mitnehmen!“ und lief fort. Plötzlich war dem Manne der Schmerz in der Achsel wie weggeblasen, dass er gesund und froh nach Hause zurückkehren konnte [1]).

---

4. Das Bichmandli [2]) als Hirte.

a) Im Weiler Außerlangesthei weidete voralters ein „Bichmandli“ zwei Sommer hindurch die Ziegen und zwar zur größten Zufriedenheit der Bauern. Niemals vor- oder nachher gaben diese Thiere so viel Milch, und während der ganzen Zeit, wo dieses Männlein Hirte war, gieng kein Stück aus der Herde zugrunde. Doch hatte das Bichmandli auch seine Grillen, denn es trieb die ihm anvertrauten Ziegen spätabends nur bis zum Kreuze auf dem „Hochegg“ und holte dieselben frühmorgens wieder von dort ab. Für das scheue Hirtlein, dessen nicht leicht jemand ansichtig geworden,

---

[1]) Vgl. Vonbun-Sander, S. 36 ff., Zingerle, Nr. 15, 142.

[2]) Wichtel, Waldmännlein oder Fenk; in Fließ (bei Landeck) heißen diese Männlein „G'wichtle“.

gaben die Bauern jeden Morgen nach der „Road“ (Reihenfolge) die Kost in ein Tüchlein, das sie einer Ziege um den Hals banden; abends war dann dasselbe jedesmal leer. Weil unter den Bauern auch die Rede gieng, das Bichmandli, ihr bester Hirte, den sie je gehabt, der außer dem Mittagessen keine Entlohnung beanspruchte, sei nahezu nackt, so beschlossen sie, von Mitleid gerührt, demselben für das nächste Frühjahr ein rothes Wams machen zu lassen. Das fertige Kleid wurde eines schönen Morgens einer Ziege auf den Rücken gebunden. Kaum hatte das Männlein dasselbe erblickt, so gerieth es ganz außer sich vor Freude, schlüpfte in den neuen Staat, besah sich wohlgefällig darin und rief auf einem Steine vom Hochegg in den nahen Weiler Außerlangesthei hinunter:

„Buibui (Schön) Edelmonn
Hot a roats Röckli on (an),
D'Gaß' hüata numma konn,
I los dervon!“

Hierauf rannte es fort und kam nicht wieder [1]).

Ähnliche Sagen sind im ganzen Paznaun geläufig.

---

b) Auf der Egg (unweit des Dorfes Kappl) hütete ebenfalls ein Bichmandli die Ziegen, welche es allabendlich nur bis zu den sogenannten „Fanggalöchern“ trieb. Mit einem rothen Röcklein beschenkt, rief dasselbe:

„Hanseli hüatet numma d'Gaß',
Hanseli isch da Gaßa z'wach (stolz)!“

---

[1]) Vgl. „Das Pechmannl zu See“ bei Zingerle, Nr. 97 und „Das Wichtel in Grins“ ebenda, Nr. 92. Ähnliche Sagen auch bei Vonbun-Sander, S. 53, 60 ff.

oder nach einer andern Version:

„I wach Monn,
I numma hüata konn!“ [1]).

---

c) In der Alpe Lorein (bei Galtür) weidete ein Bichmandli mehrere Sommer hindurch die Kühe zur besonderen Zufriedenheit der Bauern und ließ schließlich, nachdem diese ihm ein neues Kleid zum Danke hatten machen lassen, folgende Verse vernehmen:

„I bi (bin) bübü weideli (hurtiger) Ma (Mann),
I nömma hüata ka!“ [2]).

---

d) Auch in der (zu See gehörenden) Alpe Großgfall hütete in alten Zeiten ein solches Männlein die Kühe, welche es auf die gefährlichsten Stellen, auf Felswände u. dgl. trieb, so dass öfter in die Alpe gekommene Bauern meinten, jene müssten todtfallen; doch abends erschienen alle mit ihren bimmelnden Glöcklein in schönster Ordnung bei der Sennhütte, und während des ganzen Sommers war kein einziges „Hopt“ (Stück) aus der Herde zugrunde gegangen. Milch aber gaben damals die Kühe auf dieser Alpe so viel, dass fast nimmer die

---

[1]) Auch in Pasnatsch (bei Ischgl) hütete ein solches Männlein die Ziegen.

[2]) Vgl. hiemit die Reime bei Zingerle, S. 605 Nr. 92. — Über das neckische Wesen dieser Wichteln vgl. ebenda, Nr. 123 f. — Ein Ischgler Bauer stellte, wie mir ein verlässlicher Augenzeuge versicherte, alle Abende nach dem Melken in einen Winkel des Stalles ein Näpfchen mit Milch und Brot für das Bichmandli hin, um so dessen Gunst zu bewahren und dadurch auch im Hause und Stalle Glück und Segen zu haben.

„Göbſen“ (flache hölzerne Geſchirre, vom lat. capsa) zu zu deren Aufnahme aufzubringen waren.

---

5. Die böſe Fenkin.

Ein Büblein hatte ſich beim Klaubholzſammeln im Walde ziemlich weit verirrt und befand ſich von ungefähr auf der Kuppe eines Felſens. Da trat urplötzlich aus deſſen Höhlung ein altes, garſtiges Weiblein hervor, blickte zum Büblein empor und ſagte: „Was gibſt du mir, wenn ich dich von dieſem Felſen herunterlüpfe?“ Dasſelbe erwiderte: „Nichts“. Das Weiblein ſtellte noch zweimal an das Büblein die gleiche Frage, erhielt aber immer dieſelbe Antwort. Da hob die Alte das Büblein herunter, nahm es mit ſich in die Höhle, ſperrte es dort in eine Schweinkoſe und fütterte es wie die Schweine mit Spülicht. Dem Büblein kam ein Rechenzahn, den es zufällig bei ſich trug, ſehr zuſtatten; denn jedesmal beim Füttern ſollte dasſelbe durch ein Aſtloch in der Thüre den Finger herausheben, in den die Alte es geſchnitten hätte, um zu verſuchen, ob es zum Schlachten bald fett genug wäre. Anſtatt des Fingers aber reichte es jenen Rechenzahn der Fenkin, und dieſe ſchnitt darein und ſagte dabei jedesmal: „Hier iſt alles hart wie Bein, da mag es das Mäſten noch leiden“. Leider aber verlor eines Tages das Büblein ſeinen Rechenzahn, deshalb muſste es der Alten den Finger zum Dreinſchneiden bieten. Da verſetzte dieſelbe: „Büblein, jetzt biſt du fett genug“. Bald darauf rief dasſelbe recht eindringlich: „Nali, Nali (Großmütterchen), laſſe

mich für kurze Zeit aus dem Ställchen heraus, ich will dir gern ein paar Läuse suchen!“ Die Alte willfahrte seiner Bitte. Als nun das Büblein in der Stube der Alten Läuse suchte, schlief diese allmählich ein, während jenes sich sofort aus dem Staube machte und eiligst nach Hause lief. Gleichzeitig mußte für jene ein Mädchen (Tochter der Fenkin?) einen Kessel voll Wasser in der Küche sieden, um in demselben das Büblein zu brühen. Wie die Fenkin, aus ihrem Schlafe erwacht, merkte, daß ihr das Büblein entlaufen wäre, so ergriff sie in ihrem furchtbaren Zorne das Mädchen, weil dieses dasselbe hätte entwischen lassen, und stürzte es statt dessen in das heiße Wasser im Kessel und brühte es [1]).

6. Die eingeklemmte Fenkin.

Ein Imsterberger verfügte sich eines frühen Morgens in den nahen Wald, um Baumstämme zu spalten. Wie er gerade in der besten Arbeit war, kam eine Fenkin zu ihm gelaufen, sah ihm verwundert zu und fragte ihn in ihrer Neugier um dies und jenes. Der Mann kümmerte sich nicht sonderlich um das wilde Weiblein und dessen Geschwätz und gab demselben deshalb kurz gemessene Antworten. Als er wieder mittelst eines Keiles eine Spalte in einen Holzstamm geschlagen hatte, sagte er zur Fenkin, sie möchte die Hand in dieselbe legen. Das Weiblein bedachte sich nicht lange und

[1]) Vgl. hiemit die ähnliche Sage, „Die böse Fenkin“, bei Vonbun-Sander, S. 46.

gehorchte dem Manne, worauf dieser heimlich den Keil aus der Spalte zog und so jenem die Finger einklemmte. Dasselbe fieng sofort vor Schmerz zu jammern an und rief:

„O, wea to (gethan)!"

Da erscholl eine Stimme aus dem Innern des Waldes:

„Wear to?"

worauf die Fenkin erwiderte:

„Sall (Selbst) to!"

Da entgegnete das Fenkenmännlein:

„Schoda ho,
I sall to!"

Wie die Fenkin nicht aufhörte zu jammern und zu weinen, rief es nochmals:

„Wear to?"

Da versetzte das Weiblein:

„Mo (Mann) to!"

Auf das kam der Fenk hastigen Schrittes aus dem Walde gelaufen auf den Holzarbeiter zu. Dieser aber hatte rasch die ihm drohende Gefahr bemerkt und eilte aus Leibeskräften seiner Heimat zu, während jener ihm flugs nachfolgte. Zum Glücke erreichte der Mann noch rechtzeitig sein Haus, rannte bei dessen Thüre hinein und schloss diese. Da kehrte das Fenkenmännlein in den Wald zurück, wo es jedoch von da ab nicht mehr zu sehen war [1]).

---

[1]) Vgl. bei Zingerle, Nr. 218 „Saltthon" und Vonbun-Sander, S. 47 „Selbst thun, selbst haben".

7. Das Bergmännlein auf dem Heimgarten.

Im Oberinnthale ist es meistens Brauch, nach Beendigung der Tagesarbeit auf dem Felde und nach eingenommenem Abendessen und Abbetung des Rosenkranzes sich in der Küche um den häuslichen Herd zu scharen, um noch eine, zwei oder auch mehrere Stunden beieinander zu bleiben und gemüthlich zu plauschen. Hier und da in einem Hause, besonders wo frische junge Mädchen sind, finden sich gern die Nachbarn zum Heimgarten ein, und da wird über Verschiedenes gesprochen und geredet, gescherzt und gelacht, zuweilen auch lustige Liedchen gesungen und sich so auf die mannigfachste Weise die Langeweile vertrieben. Öfter findet es der Hausvater für angemessen, an die weit vorgeschrittene Zeit zu gemahnen und die Töchter und Dienstmägde an das Schlafengehen zu erinnern, damit sie wieder am anderen Tage beizeiten bei der Arbeit wären.

Auf einen solchen Heimgarten in Imsterberg kam regelmäßig auch ein Bergmännlein (Fenk), um sich daselbst mit den übrigen Besuchern in der Küche zu unterhalten und sich zu kurzweilen. Was dieses Männlein etwa gewöhnlich gesprochen, davon wusste der Erzähler mir nichts Näheres anzugeben. Nur einmal traf sich der Fall, dass das Bergmännlein wieder in der Küche erschien, um an dem Heimgarten theilzunehmen, als gerade die übrigen Leute eine Menge roher Eier ausgeschlürft und deren Schalen auf die „Herdplatte" gelegt hatten. Da rief das Männlein voll Verwunderung aus:

„I bin so olt und so olt,
Dear (Dieser) Wold neunmol ghockt und wider olt;
So vil Hasele bamma (bei einem) Fuir gor nia glöcha!“

Auf diese Worte verließ das Bergmännlein rasch die Küche und ward von der Zeit an nie mehr gesehen. Die Hausleute hatten, wie man mir noch mittheilte, noch lange Zeit wirklich Sehnsucht nach diesem Männlein und vermissten sehr seine Abwesenheit auf dem Heimgarten [1]).

8. Die Fenken auf Besuch.

Im Piller Walde (bei Fließ) wohnten in einer geräumigen Felsgruft, die noch gegenwärtig gut erhalten ist, zwei Fenken und eine „Fangga“, drei Geschwister. Diese kamen öfter selbdritt oder auch einzeln bei kalter Witterung in das damals allein stehende Haus im Fuchsmoos, setzten sich auf den Küchenherd und wärmten sich. Sie waren wortkarg und beantworteten nur kurz die an sie gestellten Fragen. Eines Tages hatte sich die Fangga allein im genannten Hause eingefunden und saß gerade auf der warmen Herdplatte, als ein Fenke hastig in die Küche rannte und rief: „Geh, Wizi Wuzel, der Wizi Wuzel ist gestorben!“ Die Fangga und ihr verstorbener Bruder hatten nämlich denselben Namen. Da stieg

[1]) Dass Fenken beim Anblicke von auf den Herd gestellten Eierschalen in laute Verwunderung ausbrechen und dann auf immer davonlaufen, ist weit verbreitet. Vgl. hierüber Zing.rle, S. 610 Nr. 135, Vonbun-Sander, S. 44 f. und das Feuilleton „Der Wechselbalg“, in: „Bote für Tirol und Vorarlberg“ v. J. 1889, Nr. 112.

die Fangga eilends von der Herdplatte herab und sagte im Weggehen zu den Hausbewohnern:

„Hättet ihr mich mehr gefragt,
So hätte ich euch mehr gesagt;
Und wie man aus der ‚Schotta' (Molken)
Hätte Wachs gemacht".

Von da ab ließen sich die Fenken nimmer sehen [1]).

9. Die Entführung der Wöchnerin.

Eine Bäuerin hatte nach dem Wochenbette den Weg zur Kirche angetreten, um sich darin vorsegnen zu lassen. Weil dieselbe nichts Geweihtes an ihrem Leibe trug noch bei sich hatte, zudem gegen den bestehenden Brauch ohne alle Begleitung diesen Gang machen wollte, so wurde sie von einer „Fangga" aufgegriffen und entführt oder der vorherrschenden Volsmeinung zufolge zerrissen. Ein kleines Töchterlein der Wöchnerin, das während deren Abwesenheit in die Küche gegangen war, um Wasser zu trinken, kam hastig aus derselben in die Wohnstube gelaufen und rief voll Verwunderung: „Vater, komm doch in die Küche und sieh, welch großen Bart heute unsere Mutter hat!" Der Vater, darüber nicht wenig erstaunt, folgte seinem Kinde in die Küche und musste daselbst zu nicht geringer Bestürzung wahrnehmen, dass statt der lieben Mutter ein häßliches Weibsbild mit struppigem Barte — eine leibhaftige Fangga — beim Herde saß und ihn stier anblickte. Alsbald aber erhob sich

[1]) Vgl. Zingerle, Nr. 79 und über die Eigennamen der Fenken Vonbun-Sander, S. 40.

dieſe von ihrem Sitze, ſchritt eilends durch den Hausgang bei der Thür hinaus und verſchwand. Alles Suchen nach der Bäuerin war vergebens; von der unglücklichen Perſon war nie mehr eine Spur zu entdecken [1].

10. Das Venedigermännlein.

In einer Alpe des Thales Verwall weidete ein Hirte einſt die Kühe. Er wuſste daſelbſt eine ausnehmend gute Quelle, die er öfters aufſuchte, um ſeinen Durſt zu löſchen. Eines heißen Tages ruhte er, nachdem er ſich an dem vortrefflichen Waſſer wieder gelabt hatte, auf dem grünen Raſen bei der Quelle und aß einen Theil ſeines mitgenommenen Mittagmahles. Bald darauf kam ein Bettlermännlein und wünſchte ihm eine gute Zeit. Der Hirte dachte ſich: „Dieſem Armen will ich jetzt eine tüchtige Butterſchnitte bereiten". Das Männlein nahm dieſelbe mit freudigem Blicke an und verzehrte ſie mit großer Eſsluſt. Sodann trat es zu der nahen Quelle, trank davon und nahm aus ihrem Grunde ein Häfelein voll Sand, den es in ein Tüchlein ſchüttete. Hierauf zeigte es dem Hirten dieſen Sand — es war echter Goldſand — und ſagte: „Stelle nur das Häfelein unter dieſes Waſſer, und wenn es mit Sand vollgefüllt iſt, dann nimm es heraus und bringe mir deſſen Inhalt nach Venedig, wo ich ihn dir theuer bezahlen werde.

[1] Dieſe gewiſs aus uralter Zeit ſtammende Sage iſt im Paznaun allgemein bekannt. Vgl. mit derſelben „Die verſchwundene Bäurin" bei Zingerle, Nr. 59 und „Wildes Weib" ebenda, Nr. 195. Vgl. auch bei letzterem die Sagen in Nr. 505—508.

Dieſen Gefallen erweiſe ich dir zum Danke für die Butterſchnitte". Raſch hatte ſich das Männlein entfernt, und der Hirte that, was ihm dasſelbe gerathen. Er ſah öfter nach, ob ſich das Häfelein bald mit Sand gefüllt hätte; allein ſolange er in der Alpe die Kühe weidete, war dasſelbe erſt bis zur Hälfte voll geworden. Wie er aber im Spätherbſte wiederum nachſehen gieng, da war es bis an den Rand mit Sand gefüllt. Freudig gab er dieſen in ein Tüchlein und ſtellte das Häfelein wieder in die Tiefe der Quelle. Gleich darauf reiste der Hirte mit dem Sande nach Venedig. Hier wanderte er geraume Zeit in den Straßen der großen Stadt herum, bis er endlich vor einen ſchönen Palaſt kam. Dort ſah gerade ein vornehmer Herr zum Fenſter hinaus und rief zu dem Fremdling hinunter, was er feil habe. Als dieſer erwiderte: „Goldſand", ſo berief jener ihn zu ſich. Wie dann der Hirte in das Zimmer des Herrn getreten war und demſelben ſeinen Sand gezeigt hatte, ſo bot er ihm dafür 600 fl. an; doch bemerkte er, er könne noch in der Stadt herumgehen und nachſehen, ob er vielleicht noch mehr Geld für dieſen Sand bekomme; wenn nicht, ſo ſolle er wieder an ihn ſich wenden. Der Hirte hatte den Rath des wohlmeinenden Herrn befolgt, indes niemand wollte ihm mehr als 500 fl. dafür bezahlen. Daher begab er ſich wieder zu ſeinem alten Herrn und ließ ſich für den Sand die angebotenen 600 fl. auszahlen. Dabei fragte ihn der Herr, ob er ihn nicht kenne. Der Gefragte entgegnete, nein, er habe ihn in ſeinem ganzen Leben nie geſehen. Da verſetzte der Herr, er ſei jenes Männlein, dem er im verfloſſe-

nen Sommer in Verwall eine Butterschnitte gereicht habe. Staunend trat der Hirte seinen Heimweg an und war fest entschlossen, sobald er nach Hause gekommen, das Häfelein oftmals unter die genannte Quelle zu stellen. Allein er fand weder Quelle noch Sand mehr, so eifrig er auch darnach suchte und so oft er auch früher bei dieser Quelle getrunken hatte [1]).

11. Der Holzer im Mitterwald.

Eines schönen Sommertages begaben sich frühmorgens mehrere „Holzknechte" in den Mitterwald (etwa 3 km nordöstlich von Langesthei), um Bäume zu fällen und daraus Klötze zu bilden. Wie es Mittag war und die Sonne sehr heiß brannte, da quälte diese Männer ein entsetzlicher Durst, und Wasser war nicht gleich bei der Hand. Da schälte einer mit seiner Axt einen Streifen Rinde von einem Baume weg und schlug in diesen eine kleine rundlichte Öffnung. Hierauf blickte er nach der Alpe Versing, die gerade auf der gegenüberliegenden Thalseite auf der Höhe sich befand, zu den daselbst weidenden Kühen hinüber, und dann trank er aus dieser Öffnung Milch in vollen Zügen und stillte so seinen Durst.

Dieser soeben mitgetheilten Sage ähnelt nun sehr eine zweite, welche mir ein betagter Greis aus Langesthei erzählte. Der Anfang bis etwa zur Mitte ist der-

[1]) Vgl. die schönen Sagen: „Die Spiegel der Venediger", bei Vonbun-Sander, S. 138 ff. und die „Venediger Männlein", bei Zingerle, S. 92 ff.

ſelbe (nur wird ſtatt des Mitterwaldes der ungefähr 1½ km von dieſem entfernte Glitterberger Wald hier genannt), die zweite Hälfte der Sage dagegen lautet etwas abweichend:

. . . Die Holzer, von ſchrecklichem Durſte geplagt, drückten, als ſie eine Herde Kühe auf der ihnen gegenüberliegenden Verſinger Alpe graſen ſahen, laut den Wunſch aus: „Hätten wir doch dieſe Kühe hier zum Melken, damit wir unſern brennenden Durſt ſtillen könnten!“ Da ſchlug ein Knecht zwei Äxte in einen Holzklotz und fieng an deren Stielenden zu melken an. Und ſiehe, da quoll die Milch in fingersdicken Brünnelein aus denſelben hervor und füllte im Nu einen daruntergehaltenen Eimer, ſo daſs alle davon reichlichſt zu trinken hatten und ſich ihren großen Durſt löſchen konnten [1]).

12. Die ſchwarze Katze.

Ein Jüngling hatte ſich gewaltig in ein ſchönes Mädchen der Umgebung verliebt und gieng daher öfter zu demſelben abends in den Heimgarten. Doch ſonderbar ſchien es dieſem Liebhaber, daſs ihm auf dem nächtlichen Heimwege ſtets eine große ſchwarze Katze bis hart vors elterliche Haus nachfolgte. Zu wiederholtenmalen hatte er verſucht, dieſes unheimliche Thier zu verſcheuchen, doch alle Verſuche ſchlugen fehl. Weil dem Jüngling

[1]) Vgl. die Sagen: „Die Hexe als Melcherin“, bei Vonbun-Sander, S. 150 und „Wie Hexen fremde Kühe melken“, bei Zingerle, Nr. 748 nebſt der Anm., S. 667 f.

schließlich die Sache doch sehr bedenklich vorkam, so erzählte er das Vorgefallene seinem Herrn Pfarrer. Dieser gab ihm den Rath, die Katze, falls sie ihm wieder einmal nachlaufen sollte, zu fangen und dann zu Hause an einen Strick zu hängen. Der Jüngling befolgte dessen Rath, erwischte die Katze, wie sie ihm wieder auf dem Heimwege nachgieng, und band sie vor seinem Hause an einen Strick. Als er frühmorgens aufstand und in höchst neugieriger Weise Nachschau hielt, fand er zum größten Erstaunen und gewiss nicht ohne Schrecken seine Geliebte todt an dem Stricke hangend [1]).

13. Der verhängnisvolle Kuchen.

Eines Frühlings giengen mehrere Kappler Maurer in die Niederlande, um daselbst Arbeit zu suchen. Unterwegs kehrten sie in einem Wirtshause ein, um etwas auszuruhen und eine kleine Erfrischung zu nehmen, unterhielten sich nach ihrer Art miteinander und sprachen unter anderem auch von verschiedenen Örtlichkeiten ihrer Heimat Paznaun, z. B. von der Alpe Spidur. Ein Frauenzimmer, das zufällig in diesem Gasthause anwesend war, mischte sich in deren Gespräch und sagte, sie kenne Spidur, das sei eine schöne, aber schmale Alpe; auch der Rifflerspitz sei ihr bekannt. Da lachten die Maurer und versetzten ihr, dass sie von jenen Orten wohl keine Ahnung haben könne, weil sie gewiss nie

[1]) Die Hexen erscheinen oft in Katzengestalt. Vgl. Zingerle, S. 666 und unten, Nr. 21.

dort gewesen, und hatten sie zum besten. Das Weib aber entgegnete, sie sei bereits vor vielen Jahren als Elster auf einem Schermdache (Stalldache) der Alpe Spidur gesessen, und bat die Maurer, wie sie gerade den Rest ihres von Hause mitgenommenen Mundvorrathes verzehrten, um eine kleine Gabe. Da schenkte ihr einer eine „Kasküachla" (Käsekuchen). Diese nahm sie an und gieng hastig damit fort. Von dieser Zeit an fühlte sich der Spender des Kuchens nimmer recht wohl. Weil sein Gesundheitszustand sich tagtäglich verschlimmerte, klagte er dies endlich einem frommen Kapuziner und erzählte diesem auch das Erlebnis in jenem Gasthause. Der Kapuziner sagte: „Mensch, du hast höchste Zeit, zu mir zu kommen, denn jenen Kuchen hat das Weibsbild nicht gegessen, sondern irgendwo vergraben und sobald derselbe verfault wäre, würdest auch du verloren gewesen sein!" [1]).

14. Der silberne Löffel.

Ein Langestheier, „Simas Andrä", dessen Bruder Josef ich noch gut kannte, hatte sich in Ungarn, wo er in Arbeit stand, in ein schönes Mädchen verliebt, das er häufig besuchte. Als Andrä im Spätherbste in seine Heimat zurückzukehren gedachte und von seiner Geliebten herzlichen Abschied nahm, so gab diese ihm zur bleibenden Erinnerung an sie einen schönen silbernen Löffel

[1]) Dieses Weibsbild war offenbar eine Hexe. Hexen aber soll man nichts schenken. Vgl. Zingerle, Nr. 780 Anm.

mit. Der Maurer schwieg zu Hause lange von diesem Geschenke, doch am hohen Weihnachtsfeste holte er den Löffel aus dem Kleiderschranke und zeigte ihm seiner Mutter, wobei er dieser auch entdeckte, wer ihm denselben verehrt habe. Jene rieth ihm, er solle vorsichtshalber ja nicht selbst zuerst aus diesem Löffel die Speise nehmen, sondern diese früher dem Hündchen, das sie hatten, daraus reichen. Andrä hatte den wohlmeinenden Rath seiner Mutter befolgt. Und siehe, kaum hatte das Hündchen die ihm in diesem Löffel gebotene Nahrung gefressen, so lief es wie wüthend zur Stubenthüre, und als man ihm diese öffnete, rannte es auf und davon bis nach Ungarn zu Andräs Geliebter, wie dieser im kommenden Frühjahre sich überzeugen konnte [1]).

15. Der lästige Käfer.

Schon gar viele Jahre mögen verflossen sein, dass ein Paznauner Maurer, der frohen Muthes aus der Schweiz seiner theueren Heimat zuwanderte, auf dem Wege dahin ein schönes Taschentuch liegen sah. Rasch griff er nach diesem und steckte es in seine Rocktasche. Bald darauf besichtigte er den Fund genauer, empfieng darüber große Freude, warf den Käfer, den er in dem Tuche entdeckte, fort und schob dieses wieder in die Tasche. Doch ein sonderbares Bewandtnis hatte es mit diesem Käfer; denn so oft der Maurer denselben fortgeschleudert hatte, fand er sich immer wieder bei gepflogener Nach-

[1]) Vgl. hiemit „Das Heiratspulver" bei Zingerle, Nr. 755.

schau im Taschentuche vor, so dass der gute Mann alle Freude an diesem sonst schönen Funde verlor und auf Mittel sann, wie er sich dieses lästigen Thieres entledigen könnte. Die Sache aber ward noch bedenklicher. Der Paznauner hatte schließlich in seinem Ärger mehreremale dieses Tuch mit dem Käfer fortgeworfen; indes stets kehrte dasselbe nebst seinem Insaßen wieder geheimnisvoll in des Mannes Rocktasche zurück. Wie derselbe auch in seiner Heimat diesen Versuch, wiewohl vergeblich, wiederholte und niemand ihm zu helfen oder zu rathen wusste, da gieng er niedergeschlagen und traurig nach Imst und klagte hier einem frommen Kapuziner sein Leidwesen. Dieser sagte: „Lieber Mann, das Taschentuch, welches nebst dem unheimlichen Käfer du vom Wege aufgeklaubt und zu dir genommen hast, ist durch dich bereits in dritter Hand; der frühere Finder konnte diesen Besitz noch durch bloßes Wegwerfen loswerden, was bei dir freilich nimmer angeht. Ich gebe dir aber folgenden Rath: „Geh auf den nächsten Imster oder Landecker Jahrmarkt und lasse dieses Tuch im großen Gedränge der Leute recht weit aus deiner Rocktasche heraushängen; vielleicht stiehlt es dir jemand, und dann bist du dessen sammt dem Käfer für immer los.“ Der Paznauner hatte den Rath des Kapuziners befolgt; das Tuch mit dessen Inhalte wurde ihm wirklich im Marktgewühle entwendet und er dadurch von der genannten großen Plage befreit [1]).

[1]) Im Paznaun gilt es mitunter als bedenklich auf der Straße liegende Gegenstände, namentlich Eßwaren, aufzuheben und sich anzueignen.

16. Die verzauberte Gemse.

Ein strammer Schütze war im Herbste ins kahle Gebirge gestiegen, um Gemsen zu jagen. Diesesmal aber war er nicht sonderlich vom Glücke begünstigt, da er trotz mehrtägigen Verweilens auf den einsamen Höhen keines einzigen Lieblingsthieres ansichtig wurde. Mit voller Ergebung in sein Missgeschick war er bereits entschlossen, den Heimweg anzutreten, da bemerkte er von ungefähr und nicht allzu fern eine Gemse, die gar keine Miene zur Flucht machte. Der Schütze hatte sich derselben mit großer Vorsicht immer mehr und mehr genähert, indes sie blieb regungslos auf ihrem Platze. Dies kam jenem sehr auffällig vor; daher schritt er behutsam bis zur nächsten Nähe der Gemse vor. Da sah er, wie diese mittelst einer Kette an einen Felsen gebunden war und Thränen ihren Augen entrollten. Von Mitleid gerührt, band er das unglückliche Thier los, worauf dasselbe mit Windeseile entfloh und sofort dessen Blicken entschwand.

Im nächsten Frühjahre machte unser Schütze — wie dies im Paznaun löbliche Sitte ist — eine Reise nach dem berühmten Wallfahrtsorte Maria Einsiedeln. Auf dem Wege dahin bog er, müde und matt von der langen Wanderung, in ein Gasthaus ein, um eine kleine Labung zu nehmen. Nur kurze Zeit saß er in der Gaststube, als ihm zur größten Verwunderung reichlichst mit Speise und Trank aufgewartet wurde. Der Gast griff auf wiederholte Aufforderung vonseite der Wirtin tüchtig zu, freilich bangen Herzens, weil die große Zeche, die er zu zahlen haben würde, ihm lebhaft vor Augen

schwebte. Wie er endlich schüchtern nach der Schuldigkeit fragte, so wurde ihm bedeutet, diese Kleinigkeit könne er ja auf dem Rückwege von Einsiedeln begleichen. Der Schütze nahm dies Anerbieten, wenn auch mit einigem Sträuben, an und kehrte auf der Heimreise abermals in dem genannten Gasthause ein, wo er wiederum wie das erstemal besonders gut bewirtet wurde. Als er schließlich die Rechnung verlangte, so trat die große schöne Wirtin vor ihn hin und fragte mit lächelndem Blicke, ob er sie nicht mehr kenne. Der Schütze glaubte, diese Person in seinem ganzen Leben niemals gesehen zu haben, deshalb erwiderte er: „Nein". Da enthüllte sie ihm, dass sie jene an den Felsen gehängte Gemse sei, der er großmüthig das Leben geschenkt, sonst wäre sie mit Leib und Seele dem Teufel, der ihr jene schwere Strafe für ein kleines Vergehen auferlegt, zum Opfer gefallen. Hierauf erließ die Wirtin dem Schützen nicht bloß die ganze Zeche, sondern spendete ihm noch obendrein einen Beutel voll Goldstückchen mit der freundlichen Bemerkung, das alles sei nur eine Kleinigkeit für den überaus großen Dienst, welchen er ihr damals erwiesen [1]).

17. In Eisblöcke verwandelte Hexen.

Ein Bursche hatte sich in ein schönes Mädchen der Umgegend verliebt und fieng allmählich an, dasselbe abends

[1]) Diese im Paznaun allbekannte Sage, die ich schon in der Jugend oftmals erzählen hörte, findet sich mit geringer Abweichung auch im Lechthale. Vgl. Zingerle, Nr. 770.

im Hause ihrer Mutter zu besuchen. Alsbald theilte ihm die Geliebte mit, er dürfe alle Abende mit Ausnahme des Mittwochs und Freitags zu ihr in den Heimgarten kommen. Der Bursche hatte längere Zeit dem Wunsche des Mädchens willfahrt; jedoch, von Neugier getrieben, schlich sich derselbe später einmal auch an einem Freitag abends in das erwähnte Haus und verbarg sich unter der Küchenbank. In der Nacht nun kamen Mutter und Tochter in die Küche und hielten miteinander Rath, was für ein Land sie heute gefrören wollten. Dann nahm die Alte ein Fläschchen von einer Stelle an der Wand, gieng mit der Tochter in die Stube und schüttete dessen Inhalt zum Fenster hinaus. Da dachte sich der Bursche: „Wartet, ihr Luder, euch will ich das ‚G'freara' schon verleiden!" nahm sofort gleichfalls ein solches Fläschchen von der erwähnten Stelle und goss dessen Inhalt zur Stubenthüre hinein. Mit größter Mühe nur gelang es ihm, die Thüre noch rechtzeitig zu schließen, denn seine Finger wären bald an der Klinke angefroren geblieben. Wie der Bursche des Morgens nachsah, was geschehen, starrte die ganze Stube im Eise, aus dem die Alte mit der Tochter wie Blöcke emporragten [1]).

18. Hexenfahrten.

a) In den Niederlanden unten äußerten zwei Federträger eines Abends in einem Gasthause, wo sie

[1]) Sonst gilt allgemein der Donnerstag als „Hexentag", wo sie sich die Besuche verbitten. Vgl. Zingerle, Nr. 713 Anm. Vgl. jedoch unten, Nr. 18 a.

ſich ganz gut unterhielten, ſie würden gern viel Geld geben, wenn ſie morgen zum Kirchtag in ihrer über 100 Stunden entfernten Heimat wären. Da ſagte ein altes Weiblein, das ebenfalls im Gaſtzimmer ſich eingefunden hatte, das könne ganz leicht ausgeführt werden, und dabei werde ihnen gar nichts Schlimmes zuſtoßen; ſie ſollten nur gegen Mitternacht zu ihr kommen. Die Burſche nahmen dies Anerbieten freudig an und trafen wirklich zur feſtgeſetzten Stunde in der Wohnung der Alten ein. Da hieß dieſe ſie rücklings in eine Truhe ſteigen, und kaum war dies geſchehen, begann ſofort die windſchnelle Fahrt durch die Lüfte, ſo daſs denſelben Sehen und Hören vergieng. Nur einmal, als die Hexe mit ihnen auf einer hohen Kirchthurmſpitze raſtete, wären ſie alle drei nahezu abgeſchüttelt worden. Wie ſie in der Frühe aus ihrem Taumel erwachten und das erſte Läuten hörten, da ſagte der eine zum andern: „Horche, dieſe Glocken haben gerade ſo einen Ton wie die unſrigen zu Hauſe!“ Und in der That befanden ſich die Federträger zu ihrem größten Erſtaunen in unmittelbarer Nähe ihres heimatlichen Dorfes.

---

b) Ein Schneider lebte mit ſeiner Ehefrau in ſonſt glücklichen Verhältniſſen, nur eines fiel ihm auf, daſs dieſelbe hin und wieder zur Nachtzeit von Hauſe abweſend war. Daher blickte er, von Neugierde und Ärger zugleich getrieben, einmal des Nachts durch das Schlüſſelloch in die Kammer ſeiner Frau. Dieſe beſtrich ſich gerade mit einem Hölzchen, das ſie in eine Flüſſig-

keit getaucht hatte, einigemale den Rücken, sagte hierauf: „Oben hinaus und nirgends an!“ und war dann im Nu verschwunden. Da nahm der Gatte ebenfalls von dieser Salbe, schmierte sich ein, sprach aber dann: „Oben hinaus und überall an!“ Die Verdrehung des Spruches hatte zur Folge, dass der Meister auf seiner nächtlichen rasenden Fahrt an allen möglichen harten Gegenständen, wie z. B. an den Mauern des Kamins, an allen Zäunen und Sträuchern, Steinen u. dgl. anstieß und sich jämmerlich den Kopf zerschlug. Doch endlich kam er auf einen großen hellbeleuchteten Tanzplatz, der vollgepfropft von Menschen war. Der Schneider traf daselbst auch seine liebenswürdige Ehehälfte sowie andere bekannte Frauenzimmer, die ihn freundlichst grüßten, dass er ebenfalls sich hier eingefunden, und nur bedauerten, dass er so erbärmlich aussehe. „Dem ist leicht abzuhelfen“, erwiderte sogleich seine Frau, nahm etwas Speichel an die Finger und fuhr damit leise über das Gesicht des Mannes, worauf sofort alle Verunstaltung wich. Dann hieß es, jetzt müsse er ihnen zum Tanze aufspielen. Indes der Schneider bat, sie möchten ihn damit verschonen, weil er in dieser Kunst gänzlich unbewandert sei. „Das hat nicht die mindeste Schwierigkeit“, entgegneten demselben die Tänzerinnen und gaben ihm eine Art Harmonika in die Hände. Der Mann spielte wundervoll dieses Instrument, dass er selbst darüber erstaunte und bemerkte, er habe noch niemals in seinem Leben ein so schönes Spiel gehört. Doch wie er einmal gelegentlich seine Augen von der Tanzgesellschaft abwandte, war diese, als er wieder nach ihr sich umsehen wollte, auseinander-

gestoben, und er gewahrte nur noch ein blaues Wölkchen, das vom Tanzboden in die Höhe stieg und im Husch verschwand. Der Schneider hielt jetzt statt der Harmonika eine todte Katze in den Händen, befand sich mutterseelenallein in einer großen Wüste und mußte lange reisen, bis er zu einem Dorfe gelangte. Doch hier wollte niemand seine Sprache verstehen, nur beim Landgerichte konnte man ihm bedeuten, er sei mehrere hundert Stunden von seiner Heimat entfernt. Der Unglückliche wurde auch mit den nöthigsten Reisebedürfnissen versehen, und so trat er betrübten Herzens seinen langen Weg nach Hause an. Mehrmals äußerte er auf der Wanderung, er werde sein Weib erwürgen, wenn er sie noch treffen sollte. Als der Schneider endlich nach vielen Jahren wieder in seine liebe Heimat gekommen war, fand er gerade seine Frau, auf die er furchtbar ergrimmt war, in den letzten Zügen liegend [1]).

---

c) Ein Bursche hatte ein Verhältnis mit einem Mädchen, das er öfters abends besuchte. Dasselbe erklärte ihm alsbald, er dürfe alle Tage mit Ausnahme des Mittwochs und Freitags zu ihm kommen. Doch der Jüngling entschloss sich in seiner Neugier, auch einmal am Freitag abends das Haus der Geliebten zu betreten, um zu sehen, was dort geschehe. Er verbarg sich unter der Küchenbank, und nach geraumer Weile erschien die Alte mit der Jungen, nahm einen Tiegel von einem Laden,

---

[1]) Vgl. Zingerle, Nr. 716 ff. — Über Einschmieren mit Salbe vgl. ebenda, Nr. 714 Anm.

beide ſchmierten ſich dann mit einer Salbe den Rücken ein, und mit dem Rufe: „Oben hinaus und nirgends an!“ flogen ſie zum Kamin hinaus. Gleich darauf ſchmierte ſich der Burſche ebenfalls mit dieſer Salbe ein und nannte dazu den gleichen Spruch wie die Weibsbilder. Sofort trug es ihn mit Blitzesſchnelle durch den Kamin und die Lüfte fort bis auf einen ſtarkbeſuchten Tanzplatz. Dort erblickten ihn ſogleich ſeine Geliebte und deren Mutter und begrüßten ihn aufs herzlichſte. Im Verlaufe der Unterhaltung fragte die Junge die Alte: „Was fangen wir mit dieſem Menſchen hier an, denn der plaudert uns alles aus?“ Die Mutter entgegnete: „Das Beſte iſt, wir machen ihn zu einem Eſel“. Sofort war die Verwandlung geſchehen, der Tanzplatz von den Hexen verlaſſen, und der Eſel, der jedoch den Verſtand wie früher als Menſch behalten hatte, befand ſich inmitten einer großen Wüſte. Er muſste nun lange laufen, bis er zu menſchlichen Wohnungen kam, woſelbſt ihn ſchließlich ein Müller anſtellte. Dem Langohr wurde die Aufgabe zugewieſen, Säcke Mehl aus der Mühle zu den Kunden zu fahren und von dieſen wieder Korn in dieſelbe mitzunehmen. Bei dieſem ſeinem täglichen Dienſte begegnete er einmal ſeiner ehemaligen Geliebten und ihrer Mutter. Da rief jene: „Siehe, der Eſel, mein Liebſter, iſt auch hier!“ Hierauf fragte ſie die Alte, ob dieſer Eſel nicht mehr die menſchliche Geſtalt zurückerhalten könnte. Dieſelbe erwiderte, ja wohl, wenn er bei einer Frohnleichnamsproceſſion einer reinen Jungfrau den Kranz vom Kopfe reißen und freſſen könnte. Das faſste ſich der Eſel, der in der Nähe ſtand, gut ins Ohr.

Nur mit Mühe konnte er dieſes ſchöne Feſt abwarten. Da drängte ſich das Thier von der Weide näher zur Proceſſion, und obwohl es mehrmals mit Fußtritten und Schlägen davon verſcheucht wurde, immer näherte es ſich wieder und ruhte nicht, bis es ihm wirklich gelang, einer Jungfrau den Kranz vom Scheitel wegzuſchnappen und eiligſt zu verſchlingen. Kaum war dies geſchehen, ſo ſtand der arme Mann vor der Proceſſion, wie ihn der liebe Gott erſchaffen. Darob überkam denſelben eine ſo große Scham, daſs er ausrief, er wäre lieber noch ſieben Jahre Eſel geblieben, als in einem ſolchen Zuſtande vor einer Proceſſion ſich zeigen zu müſſen [1]).

19. Der nächtliche Ritt.

In einer Schmiede waren zwei Geſellen angeſtellt, welche dieſelbe Arbeit und Koſt hatten und das gleiche Bett miteinander theilten. Gleichwohl ſah der Geſelle, welcher des Nachts vorn im Bette lag, viel blaſſer und magerer aus als der andere. Das fiel dem letzteren auf, und weil er ſich dies nicht erklären konnte, ſo fragte er einmal ſeinen Kameraden: „Warum iſt dein Ausſehen ſo leidend und angegriffen? Wir haben doch die gleiche Arbeit zu verrichten und bekommen dasſelbe Eſſen! Nenne mir doch den Grund hievon!“ Jener entgegnete: „Sollteſt nur du zur Nachtzeit thun müſſen, was ich thue, ſo würdeſt du gewiſs auch kein beſſeres Ausſehen haben als ich.“ Da fragte ihn der andere: „Was muſst denn du bei der Nacht thun?“ Jetzt entdeckte der blaſſe

[1]) Vgl. die ähnliche Sage bei Zingerle, Nr. 756.

Burſche dem Frageſteller, daſs er alle Nächte als Pferd dienen und jemanden herumtragen müſſe. Da ſagte der andere: „Gut, heute Nacht legſt du dich an meinen und ich an deinen Platz im Bette“. Das geſchah. Auf einmal in der Nacht erſchien in der Schlafkammer ein Weibsbild, rüttelte den vorn Liegenden und ſprach: „Steh auf!“ Sofort erhob ſich dieſer von ſeinem Lager, und wie ihm das Weib einen Zaum anlegen wollte, riſs er dieſen ihr raſch aus den Händen und legte ihn dem Frauenzimmer ſelbſt an. Da flog er im Nu auf des in ein Pferd verwandelten Weibsbildes Rücken wie raſend durch die Lüfte, bis er zu einem herrlichen Palaſte kam, der in vollem Lichtglanze ſtrahlte. Da ſtieg der Reiter ab, band das Geiſterpferd an eine Säule und trat in den prachtvollen Palaſt, wo ſehr viele Gäſte verſammelt waren, die ſich an Speiſe und Trank labten und dann dem Tanze huldigten. Nach einer Weile brachte eine Perſon ein großes Buch, in das ſich alle eintrugen. Als man zuletzt dasſelbe auch dem Geſellen vorlegte, ſchrieb dieſer den Namen Jeſus hinein. Sofort war die ganze Geſellſchaft verſchwunden, und ſtatt des Palaſtes ſtand eine alte Sennhütte da. Der Geſelle ritt wieder auf dem Pferde in die Schmiede zurück und beſchlug dasſelbe noch vor dem Schlafengehen mit feurigen Eiſen. Des Morgens war die Frau des Schmiedes ſchwer krank, wie es im ganzen Hauſe lautete, und als dieſelbe auch unſer Geſelle, freilich nicht ohne große Neugier, beſuchte, fand er ſie mit glühenden Eiſen an Händen und Füßen [1]).

[1]) „Hexen begegnen als Pferde und werden beſchlagen“

20. Die zwei Hexen im Cavatal.

Der Weiler Cavatal liegt am linken Ufer der Ill, gerade dem zur Pfarre St. Gallenkirch gehörenden Dorfe Gortipol gegenüber, und besteht aus mehreren verstreut gelegenen Häusern. Eines davon, ziemlich weit von den übrigen entfernt, bleibt schon seit längerer Zeit unbewohnt. Nach einem in St. Gallenkirch allgemein verbreiteten Gerüchte lebten in diesem unheimlichen Hause ehedem zwei alte Weibsbilder, welche die ganze Gemeinde für Hexen hielt. Dies ist nicht gar so lange her, denn die Mutter meines Erzählers, welche im Jahre 1851 das Zeitliche segnete, hatte dieselben noch ganz gut gekannt. Weil in dem ebenfalls an der Schattenseite liegenden Maisäß Grandau noch heutzutage fast jedes Jahr einzelne Rinder oder Kühe insoweit erkranken, dass sie Blut harnen — truaba heißt dies der Montavoner Bauer —, so behaupten manche Leute, diese Krankheit rühre von den genannten Hexen her, welche diesen Maisäß verwünscht und verflucht hätten, weil man ihre Ziegen nimmer bei der Herde geduldet.

Indes man spricht gewöhnlich nur von alten Hexen, als wenn es keine jungen gegeben hätte. Unsere zwei Hexen waren auch einmal junge und schöne Mädchen gewesen. Ein strammer Gortipoler Bursche hatte sich in die ältere verliebt und besuchte sie öfter im Heimgarten, ohne dass er von ihrer Teufelskunst die mindeste

---

Zingerle, Nr. 698 Anm. — Schreibt jemand in das „Teufelsprotokoll" heilige Namen, so zerstiebt der Hexentanz. Vgl. Zingerle, Nr. 713 Anm., Nr. 741 f. Anm., Nr. 760.

Ahnung gehabt hätte. Da war der „Funka=“ oder „Küachliſonntig“ (der erſte Faſtenſonntag) gekommen, an dem man im Montavon ebenſo wie in dem benachbarten Paznaun verſchiedenartige Kuchen („Küachli“), Krapfen und Strauben zum Nachtmahle bäckt, worauf die ledigen Burſchen noch gern zu den hübſchen, lebensfrohen und unterhaltenden Mädchen des Dorfes oder deſſen Nachbarſchaft auf den Heimgarten gehen. Der Gortipoler hatte ſich ſchon nachmittags, wie das gleichfalls üblich iſt, in dem etwas anrüchigen Hauſe ſeiner Geliebten im Cavatal eingefunden. Dieſe war gerade mit „Küachlibacken“ in der Küche beſchäftigt, während ihre jüngere Schweſter in dem nahen Stalle das Vieh verſorgte. Der Burſche wartete lange in der Wohnſtube, bis ſein heißgeliebtes Mädchen kommen und ihm traute Geſellſchaft leiſten würde. Doch alles Warten ſchien ihm diesmal vergeblich. Da trat er, von Ungeduld und Langweile getrieben, leiſe in den Hausflur hinaus, in deſſen unterer (der Stubenthüre gegenüberſtehender) Wand ein Fenſterlein angebracht war, durch welches man gerade auf den Küchenherd ſehen konnte. Der Gortipoler blickte neugierig durch dieſe Öffnung und bemerkte zu ſeiner größten Verwunderung, wie ſeine Geliebte die gebackenen Küachli mit dem „Küachliſpiſs“ einzeln aus dem heißen Schmalze nahm und gegen den Kamin emporhielt, worauf ſie dann dieſelben in einen bereitſtehenden Teller legte. Der Burſche, dem dieſe Art des Küachlibackens höchſt ſonderbar und verdächtig vorgekommen ſein mochte, zog ſich unbemerkt in die Stube zurück und ſpürte in ſich zum Küachlieſſen keine Luſt mehr. Wie daher in

Bälde die Geliebte mit einem Teller voll Küachli eintrat und ihn einlud, dieſelben zu eſſen, ſo ſchützte er plötzliches Unwohlſein vor, ſo daſs er es nimmer wage, die angebotenen Küachli zu verzehren, vielmehr ſich genöthigt ſehe, ſofort nach Hauſe zu gehen. Dem Mädchen gieng, wie es den Anſchein hatte, dieſe Unpäſslichkeit ihres Liebhabers nicht ſonderlich zu Herzen; ſie packte einfach die Küachli in ſein Sacktuch und ſchob ſie ihm in die Rocktaſche. Der Burſche nahm kühlen Abſchied und begab ſich auf den Heimweg.

Unterwegs traf er die ihm wohlbekannte Magd des Gortipoler „Herrn" (Expoſitus), welche ſoeben deſſen Vieh zu füttern willens war. Er trat mit ihr in den Stall und ließ hier alsbald die Bemerkung fallen, er habe heute von ſeinem Mädchen im Cavatal Küachli zum Mitnehmen bekommen, welche ihm durchaus nicht gefielen; er fragte ſie, ob er dieſelben nicht dem Schweine zum Fraße geben dürfte. Natürlich wurde ihm dies ganz gern erlaubt. Da packte er die verdächtigen Küachli aus und warf ſie dem Schweine in den Trog. Dieſes fraß eines nach dem anderen mit ungewöhnlicher Gier, und als es alle verſchlungen hatte, verlangte es mit größtem Ungeſtüm noch mehr zum Fraße. Plötzlich rannte es wie „beſeſſen" in ſeinem Koben herum, hüpfte ſodann über die Bretterwand in den Kuhſtall und ſchoſs mit Windeseile bei deſſen halbgeöffneter Thür ins Freie hinaus. Von hier lief es, ſchrecklich grunzend, fort, ſetzte über die Ill und eilte wüthend nach dem Hauſe, von dem die berüchtigten Küachli herrührten. Doch die Thüre war feſt verriegelt, daſs es nicht eindringen konnte. Da

lief das Schwein rasend um das Haus herum, suchte mit aller Gewalt an dessen Wänden auf das Dach zu klettern und ruhte nicht, bis es verendete. Auf diesen Vorfall hin trug der Gortipoler Bursche kein Verlangen mehr, dieses teuflische Haus im Cavatal nochmals zu besuchen, und ließ seine Geliebte für immer fahren.

Nach dem Tode dieser zwei Hexen blieb ihr verrufenes altes Haus öde und verlassen. Nur vorübergehend hätten sich später zuweilen Buben und Mädchen in dieser Hütte eingefunden, um daselbst, geschützt vor der Öffentlichkeit, ihre ortsüblichen, damals nicht mehr gerne geduldeten Tänze aufzuführen. Bei dieser Gelegenheit sei einmal des Nachts ein „Hedox" (Eidechse) über die „Schwergla" [1]), woran die „Lutscherna" hieng, beständig auf- und abgekrochen, und alle Versuche, dieses sonst so flüchtige, damals aber so kecke Thierchen zu verscheuchen, seien mißlungen [2]).

21. Die Mühle bleibt stehen.

Zu Inner-Bartholomäberg (Montavon) wurde dem Müller öfter, wann er beinacht zu mahlen hatte, die mit Wasser gefüllte Rinne vom Mühlrade fortgestoßen, worauf die Mühle stehen blieb und jener die Arbeit einstellen mußte. Das verdroß denselben ge-

[1]) Drehbare hölzerne Vorrichtung zum Aufhängen der „Lutscherna" (lat. lucerna).

[2]) Diese sowie die folgenden Sagen in Nr. 32, 45 und 86 wurden von mir bereits mitgetheilt in der Alemannia, Jahrg. 19, S. 42 ff.

waltig, und wie sehr er auch sich Mühe gab, den Thäter konnte er nicht entdecken; nur einmal gewahrte er, wie eine Katze mit Blitzesschnelle an ihm vorüberhuschte und sofort verschwand, während gleichzeitig wieder die Mühle zu klappern aufhörte. Da dachte sich der Müller: „Gewiss, du bist der Bösewicht, der mir immer die Mühle stellt. Warte, Bestie, dir will ich das Handwerk schon legen!“ und die folgende Nacht lauerte er, mit einem Kreuzbeilchen versehen, unbemerkt in der Nähe der Maueröffnung, durch die man mittelst einer kleinen Eisenstange die Wasserrinne auf das Rad hin- und von diesem wieder fortschieben konnte, auf den Frevler. Gegen 12 Uhr bemerkte der Müller, wie eine große schwarze Katze in die Mauerspalte hüpfte, sich wie ein Eichhörnchen auf die Hinterpfoten stellte und eben sich anschickte, mit den Vorderpfoten die genannte Stange fortzustoßen, um so die Mühle zum Stillstande zu bringen. Im Nu eilte der Mann heimlich hinzu, schlug mit dem Beilchen auf das Thier und traf dieses an der rechten Tatze. Sofort war die Katze verschwunden, während etwas, wie er deutlich hörte, in die „Radstube“ hinabfiel. Er suchte sogleich nach und fand alsbald einen funkelnden Ring, der an einem Frauenfinger steckte. Wie der Müller in der Frühe diesen seinem Weibe zeigte, so glaubte es die Person, der dieser Ring gehöre, zu kennen. Und in der That, sie hatte sich nicht geirrt, denn bald wurde es ruchbar, dass einem Weibe in der Gemeinde der Ringfinger fehle [1]).

[1]) Weit verbreiteter ist die Sage vom Müllerburschen, der seiner Meisterin, die als Katze umgieng, eine Hand abhieb.

22. Der gelöste Bann.

In der Langestheier Alpe Kleingfall waren voralters zwei Hirten angestellt, die auch mehr als Fünfe zählen konnten. Eines Tages trieben sie die ihnen anvertraute Herde Kühe zuunterst in die Alpe auf die Weide, von wo man sehr gut auf die Stanzerthaler Straße hinabsehen konnte. Hierauf ließen sie sich auf den grünen Rasen nieder und ruhten aus. Wie sie von ungefähr in die Tiefe des Thales blickten, kam auf einmal ein stattlicher Reiter in vornehmer Kleidung auf der Straße dahergeritten. Da sagte der eine — es war der „Kleinhirte" — zum andern: „Sollen wir diesem Herrn nicht das Pferd „g'stellen" (bannen)?" Der Großhirte aber erwiderte, er solle das bleiben lassen. Trotzdem murmelte der Kleinhirte einige Zauberworte dahin, durch welche das Pferd sofort an die Stelle gebannt war. Flugs aber stieg der Reiter ab, zog seinen Mantel aus und schlug mit der Peitsche tüchtig auf diesen. Darauf schwang er sich wieder behend aufs Pferd und ritt weiter. Dem Kleinhirten aber ergieng es diesesmal mit seiner „Kunst" äußerst schlimm; denn in dem Augenblicke, wo der Reiter mit der Peitsche seinem Mantel diese wuchtigen Hiebe versetzte, ward auch der Bursche von unsichtbarer Hand erfasst, in die Höhe gehoben und schrecklich geschlagen, dass er erbärmlich weinte und weh-

Vgl. Zingerle, S. 666. — Auch im Paznaun wurde mir eine solche Sage mitgetheilt, nach der der Geselle seiner Meisterin ebenfalls mit einem Kreuzbeilchen die Hand abhieb. — Geweihte Sachen, das Kreuzbeilchen sowie Kupfer überhaupt widerstehen dem Zauber. Vgl. Zingerle, Nr. 791 f. nebst der Anm.

klagte, worauf er urplötzlich auf immer verschwunden war. Der Reiter hatte es eben verstanden, den Bann des Hirten zu lösen [1]).

23. Der vereitelte Überfall.

Der Herr Curat von Ladis, namens Romanus, hatte in Fließ (bei Landeck), seinem Geburtsdorfe, wo er mehrere Jahre als Cooperator gewirkt, ein Guthaben von 900 fl. stehen. Als ihm berichtet wurde, er könne jetzt dasselbe abholen, so gieng er in Begleitung seiner Häuserin nach Fließ und nahm daselbst das Geld in Empfang Mit der Rückreise nach Ladis aber hatte der Curat keine besondere Eile, obwohl die Häuserin ihn öfters ersuchte, er möchte beizeiten Fließ verlassen, um nicht mit einer so großen Geldsumme auf dem Wege von der Nacht überrascht zu werden. Mehrmals entgegnete er seiner Magd: „Dränge doch nicht so sehr mit der Abreise, es geschieht uns ja nichts!" Endlich waren beide von Fließ weggegangen und kamen bei einigem Mondscheine gegen die Pontlazer Brücke. Bei dieser sahen sie zwei große Männer stehen, mit tüchtigen Knütteln in den Händen. Da schalt die Häuserin den Curaten, dass er sich nicht früher auf den Weg gemacht, und wollte zurücklaufen. Er aber sagte: „Geh doch mit mir, es kann uns ja nicht das Mindeste zustoßen!" Hierauf schritten sie an den Männern vorbei, welche regungslos dastanden; der Curat hatte sie eben gebannt.

[1]) Über stellen, festmachen, bannen vgl. Zingerle, Nr. 769 nebst der Anm., Nr. 772, 774 und unten, Nr. 23.

In Ladis angelangt, ließ er sechs Männer zu sich in den Widum berufen und befahl ihnen, die zwei Gauner von der Pontlazer Brücke abzuholen und zu ihm zu führen. Sie kamen dem Befehle nach, und als sie gegen die erwähnte Brücke schritten, begegneten ihnen die zwei Männer — der Curat hatte sie inzwischen wieder vom Banne gelöst — und giengen willig mit in den Widum, wo der Curat den Gaunern, die er wohl kannte, den schärfsten Verweis gab, so dass sie niemals mehr wagten, zu einer so ruchlosen That zu schreiten.

24. Der dreibeinige Hase.

Als eines Tages einige Burschen beim Kornbreschen ausruhten, verfielen sie auf den unseligen Gedanken, wie das „Aufhenka" eigentlich sein müsste. Alsbald war der Beschluss gefasst, jemanden von ihnen an einer leichten Schnur aufzuhängen, aber dann gleich wieder loszubinden. Kaum hatten sie einen Kameraden, welcher dazu seine Einwilligung gegeben, aufgehängt, als sofort ein dreibeiniger Hase auf die Tenne hereingelaufen kam und im Nu wieder über dieselbe hinausrannte. Da stürzten die Burschen, ihres hängenden Kameraden vergessend, dem Hasen nach und verfolgten diesen, konnten ihn aber nicht einfangen. Als sie zurückkehrten und dem unglücklichen Kameraden rasch die Schnur abschnitten, so war dieser bereits todt. Der dreibeinige Hase, der auf die Tenne hereingelaufen kam, war eben der Teufel[1]).

[1]) In anderen Sagen verwandeln sich Hexen in Hasen. Vgl. Zingerle, Nr. 803 und dessen Anm. zu Nr. 802. Über Geister als Hasen vgl. ebenda, Nr. 335.

25. Die Teufelsbeschwörung.

In dem kleinen Weiler Obermahren (bei Kappl) verabredeten sich einst mehrere Männer, die im Heimgarten beisammensaßen, den Teufel zu beschwören, dass er komme und ihnen Geld bringe. Zu diesem Zwecke zogen sie auf dem Stubenboden einen großen Kreis, setzten sich in dessen Peripherie und riefen mit lauter Stimme: „Teufel, bring' uns Hunderttausend hiesiger Münze!" Da wälzte sich plötzlich ein großmächtiger „Wurm" (Lindwurm) von scheußlicher Gestalt bei der Thüre herein und schlang sich rings um den Kreis, so dass er die vor Schrecken bleichen Männer umgab. Alsbald erschien auch der Gottseibeiuns mit einer großen Kiste Geld, stellte diese in die Mitte des Kreises und setzte sich darauf. Jetzt vergegenwärtige man sich die entsetzliche Lage, in der sich die bedauernswerten Männer befanden: sie sind umringt von der grauenvollen Schlange, so dass ihnen jegliche Aussicht auf ein Entfliehen benommen ist, und in ihrer nächsten Mitte sitzt der leibhaftige Satan auf der verhängnisvollen Kiste und wähnt sich bereits im sichern Besitze seiner Opfer. Die Obermahrner Bauern konnten durch Beschwörung den Teufel wohl zwingen, zu kommen und Geld zu bringen, sie wissen sich jetzt aber keinen Rath, sich denselben wieder vom Halse zu schaffen. Sicherlich wäre es um sie alle geschehen gewesen, hätte sich nicht zu ihrem Glücke noch jemand im Hause befunden, der die schauerliche Lage der todtenblassen Männer beim Eintritte in die Stube gewahrte. Sofort eilte derselbe flugs in das Dorf Kappl und rief den Herrn Curaten zu Hilfe. Dieser war eiligst in die

Stube gekommen, überblickte rasch die gefährliche Lage der armen Männer und beschwor den Satan zu weichen. Dieser nahm die Kiste Geld und verließ — wie auch die schauerliche Schlange — unter schrecklichem Lärm und Zurücklassung eines abscheulichen Schwefelgestankes das Haus, und die Männer athmeten wieder frei auf und waren herzlich froh, für diesmal noch mit heiler Haut davongekommen zu sein. Später aber ließen sich's die Obermahrner Bauern nie mehr beifallen, durch Beschwörungen den Teufel Geld bringen zu machen [1]).

26. Der schwarze Hund.

Ein Paznauner Maurer, der bei einem Schweizer Wirte in Arbeit stand, hatte außer anderem auch auf dem Dachboden des Hauses Ausbesserungen zu machen. Wie er eines Abends nach Einstellung der Arbeit sich eben anschickte, die „Dilla" (Diele) zu verlassen, so gewahrte er auf derselben einen großen schwarzen Hund mit grimmig funkelnden Augen, der in ruhender Stellung einen „Fünflibr" (Fünfliresstück) nach dem andern spie und bereits einen beträchtlichen „Schober" (Haufen) solchen Geldes vor sich liegen hatte. Der Maurer war in die Gaststube getreten, setzte sich zu Tische und nahm das für ihn bereitstehende Mahl zu sich. Mittlerweile erschien auch der Wirt und fragte ihn unter anderem, ob er auf der „Dilla" droben nichts beobachtet hätte.

[1]) Diese Sage wurde von mir bereits in der „Alemannia", Jahrg. 17, S. 267 f. mitgetheilt. Vgl. auch Zingerle, Nr. 684 und 687.

Der Arbeiter, ohne sich lange zu besinnen, verneinte die Frage. „Wahrscheinlich würde es demselben“, so meinte der Erzähler dieser Sage, „nicht gut ergangen sein, wenn er den wirklichen Sachverhalt verrathen hätte“. Wie der Maurer am folgenden Tage wieder auf den Dachboden zur Arbeit gieng, so waren Hund und Geld verschwunden. Indes jener hatte alle Lust verloren, noch länger in diesem nicht „geheuern“ Hause zu arbeiten, und ergriff mit Freuden die nächstbeste Gelegenheit dasselbe zu verlassen [1]).

27. Der Schimmelreiter.

Franz Pöll, gebürtig aus Langesthei und gegenwärtig Müllermeister daselbst, war zwei Jahre in der oberen Letzer Mühle Geselle, um das Müllerhandwerk zu lernen. In dieser seiner Eigenschaft hatte er auch manche auswärtige Geschäfte für die Mühle zu besorgen, Mehl zu den Kunden zu führen, Korn von diesen zum Mahlen in Empfang zu nehmen u. dgl. Eines Abends gab der Meister dem Pöll den Auftrag, noch einen Sack Mehl, der für ein Kirchenalmosen bestimmt sei, mit dem Pferde in das Dorf Zams (bei Landeck) zu befördern. Der Geselle that, wie ihm befohlen war, und hatte den Sack Mehl an seinem Bestimmungsorte abgegeben. Wie er nun auf dem Heimwege über die Zamser Innbrücke fuhr, sah er einen Reiter auf einem Schimmel

[1]) Sonst gibt es zahllose Sagen von schatzhütenden Hunden. Vgl. Zingerle, Nr. 612 Anm. Der Teufel als „Hund“, „Höllenhund“, kommt früh vor. Vgl. ebenda, Nr. 659 Anm.

die Straße durch das Ried heraufkommen, an der Brücke und dem Weiler Letz vorbeireiten und den Weg (die ehemalige Straße) nach Perjen einschlagen. Dies war in der zweiten Hälfte des Auguſt 1846, ungefähr um 9 Uhr abends, während der Mond durch leichte Wolken ſchimmerte. Pöll, ein unerſchrockener Burſche, machte ſich nichts aus dieſer Erſcheinung, ſondern meinte, es ſei dieſer Reiter ein Landecker Herr geweſen, wie denn ſolche öfters einen Ritt zu Pferde in dieſe Gegend unternähmen. Als er in die Mühle zurückkehrte und das bereitete Abendeſſen zu ſich nahm, ſagte er zu den bei Tiſche Verſammelten: „Heute iſt auch noch ſo ſpätabends ein Landecker durch das Ried herauf und gegen Perjen zu geritten, gerade als ich auf dem Rückwege über die Innbrücke fuhr". Niemand erwiderte darauf ein Wort, nur der zweite Geſelle machte dazu eine lächelnde Miene. Hierauf gieng man zu Bette, außer wer in der Mühle beſchäftigt war. Des andern Tages theilte dem Pöll der Meiſter in der Mühle mit, jener Reiter, den er geſtern geſehen, ſei kein Landecker, überhaupt kein Lebender, ſondern ein Geiſt geweſen, den man öfter ſchon zwiſchen 9 und 10 Uhr abends durch das Ried herauf gegen Perjen zu habe reiten geſehen. Aller Vermuthung nach ſei dieſer „geiſtende" Reiter ein Advocat geweſen, welcher, weil er bei Lebzeiten ſich durch einen falſchen Urtheilsſpruch verſündigt, nach dem Tode zu dieſem nächtlichen Ritte verurtheilt ſei [1]).

---

[1]) Nach der Meinung Fr. Pölls war dieſer geiſtende Reiter niemand anderer als der „G'ſäßbutz", ſo benannt nach dem flachen,

28. Das ſchreibende Schwein.

Müde und hungerig von der langen Wanderung, bog ein Handwerksburſche abends in ein Wirtshaus ein und verlangte etwas Speiſe und Trank. Man verabreichte dem Gaſte das Gewünſchte, woran er ſich labte. Hierauf bat derſelbe den Wirt auch um eine Nachtherberge. Doch dieſer erwiderte, er habe kein Zimmer mehr zur Verfügung; nur eine Nebenſtube wäre noch frei, indes dieſe möchte er ihm nicht zum Schlafen anweiſen, da ſchon mehrere, die darin übernachtet, des Morgens ſpurlos verſchwunden geweſen ſeien. Darauf

---

an die Alpe Spidur (bei Kappl) grenzenden Bergmahd G'ſäß, wo er umgehen muſste. Dies iſt noch nicht lange her, denn Mäher, die noch am Leben ſind, verſichern, ſie hätten dieſen Butz beim Anbruche der Nacht öfter, beſonders vor eintretenden Schneefällen, geſehen. Es war ein Herr in altfränkiſcher ſchwarzer Kleidung, mit weißen Manſchetten und breitkrempigem Hute, mit einem Buche in der Hand. Häufig ritt er auf einem Pferde. Auf dem G'ſäß zeigt man gegenwärtig noch den Stein, den ſogenannten Seſſelſtein, auf dem er bei Lebzeiten als Advocat in Ermangelung eines Stuhles ſaß, wie er den in dieſem Bergmahde entſpringenden „Hochbrunnen" fälſchlich der Langestheier Mühle zuſprach. Dabei ſoll der ehrliche Advocat der Gegenpartei, welche durch dieſen Spruch den Brunnen auf immer verlor, in die Worte ausgebrochen ſein: „Wehe deiner armen Seele!" — Auch in der Alpe Sonders reitet zuweilen beinacht ein Butz an deren Grenzen auf und ab. Derſelbe ſoll ebenfalls ein Advocat geweſen ſein, der die genannte, im Fließer Bezirke gelegene Alpe durch ungerechtes Urtheil den Fließern ab- und den auf der entgegengeſetzten Thalſeite wohnenden Fiſſern zuſprach. — Vgl. die ähnlichen Sagen bei Zingerle, Nr. 361 ff. und Vonbun-Sander, S. 23 nebſt der Anm.

entgegnete der Handwerksbursche: „Ich fürchte mich nicht im geringsten vor Gespenstern und getraue mir ganz leicht in der genannten Stube zu liegen, und, müde wie ich bin, kann ich zu dieser späten Stunde nicht mehr weiter reisen". Als der Wirt diese Stube noch geheizt hatte, begab sich der Gast in dieselbe und legte sich auf die Ofenbank zur ersehnten Ruhe. Er mochte etwa zwei Stunden geschlafen haben, als ihn plötzlich ein Geräusch weckte. Unwillkürlich fiel sein Blick — die Nebenstube war vom Mondscheine beleuchtet — auf den Tisch, und da gewahrte er zu seinem größten Erstaunen ein Schwein, das, im Tischwinkel sitzend, Acten auf den Tisch legte und in denselben zu schreiben begann. Doch nicht lange dauerte dieses Schreiben, so steckte das absonderliche Thier die Feder hinters Ohr, lief gegen die Ofenbank und beschnuffelte den Handwerksburschen. Dann rannte es wieder hinter den Tisch und schrieb weiter. Der Mann hatte sich bereits die Thürklinke gut ins Auge gefasst, als das unheimliche Schwein abermals, die Feder hinters Ohr gesteckt, zur Ofenbank rannte und den anscheinend Schlafenden beschnuffelte, worauf es wieder hinter den Tisch lief und das Schreibgeschäft fortsetzte. Da sprang so schnell als möglich der Handwerksbursche von der Ofenbank auf und bei der Stuben- und Hausthüre hinaus und lief mit Aufbietung aller Kräfte, weil ihm das Schwein, schrecklich grunzend, nachrannte, dreimal um das Haus herum. Wie er jedoch den vierten Lauf begann, lief das Schwein wieder in das Haus hinein. Meine Nachbarin Francisca Sailer, die mir diese Sage mittheilte, war der Ansicht, dieses geisternde Schwein

dürfte ein ehemaliger „Anwalt“ (Gemeindevorsteher) gewesen sein, der sich bei Abfassung von Amtsstücken verfehlt habe [1]).

29. Das Schweinäule.

Dieses liegt etwas oberhalb des Weilers zum alten Zoll (Fließ) und hat seinen Namen davon, dass man auf demselben öfter drei schwarze Schweine beobachtet, in die sich die Seelen dreier verstorbener Brüder verwandelt haben sollen. Mancher Wanderer wollte schon diese Schweine in die benachbarten Ställe treiben, doch dies gelang ihm nicht; immer wieder rannten sie dem erwähnten „Äule“ zu oder waren urplötzlich verschwunden. Einmal folgten sie Wallfahrern frühmorgens bis hart vor das Dorf Strengen, wo sie sich plötzlich verliefen, niemand wusste, wohin. Dieses Äule, wo die drei genannten Brüder als Schweine umgehen, wird daher von den Leuten der Umgebung bei anbrechender Nacht mit Recht gefürchtet und gemieden [2]).

30. Die Dirne holt die Alpenseihe.

In einer Paznauner Alpe soll es früher fortwährend gespukt haben. Eines Herbstabends auf dem

[1]) „Gespenster und Geister begegnen oft als Schweine“ Zingerle, Nr. 276 Anm. Vgl. unten, Nr. 29 und 67.

[2]) Desgleichen wurde in den bei den Lehmgruben (unweit des Dorfes Zams) befindlichen Wiesen Petann früher beinacht öfters eine feurige Sau mit sieben Ferkeln gesehen.

Heimgarten fiel vonseite der Buben auch die Rede auf diesen Alpenbutz. Die Dirne, welche sich durch ihre Beherztheit besonders auszeichnete, wollte jedoch hievon nichts glauben, und als ihr die Burschen eine große Summe Geldes versprachen für den Fall, dass sie des Nachts die Seihe aus der Sennhütte der erwähnten Alpe holte, so gieng sie sogleich auf ihr Anerbieten ein. Ihre Dienstgeberin war in großer Angst, als die Magd sich auf den mehrstündigen Weg begab. Das Hündchen, das sie begleitete, lief in unmittelbarer Nähe der Sennhütte wieder nach Hause. Die Magd hingegen betrat die Hütte, holte sich aus dem Keller die Seihe und kochte sich am Herdfeuer eine Milchsuppe. Da trat plötzlich ein gewaltiger feuriger Mann gegen sie heran und rief dreimal hintereinander mit schauerlicher Stimme: „Zittern!“ Die Magd schauderte es am ganzen Leibe, sie ließ ihre Milchsuppe stehen und lief in aller Eile mit der Seihe nach Hause. Daselbst traf sie ihre Dienstgeberin, die eben mit ausgebreiteten Armen auf dem Boden kniete und für sie betete. Die Magd verfiel sogleich darauf in eine schwere Krankheit und starb binnen einem Jahre an der Abzehrung.

---

31. Die Wette.

Der erwähnten Sage ähnelt folgende sehr:

Auf der Alpe Gamperton (bei See) gieng ein Butz um. Kaum war im Herbste jene verlassen, so bezog dieser die Sennhütte und schlug darin seine Wohnung auf. Nicht leicht wagte es dann jemand, wenn

er nicht gerade muſste, ſelbſt beitage die öde Hütte zu betreten. Im Weiler Habigen hatten ſich eines Herbſtabends mehrere Burſchen auf dem Heimgarten eingefunden, und da kamen ſie unter anderem auch auf den genannten Alpenbutz zu ſprechen. Alle waren davon überzeugt, daſs es heute niemand mehr wagen würde, die erwähnte Hütte aufzuſuchen und aus deren Keller die Milchſeihe zu holen. Da verſetzte ein armes Weiblein, das zufällig in dieſem Hauſe anweſend war: „Ich hole euch ſchon die Seihe von der Alpe herab, nur müſst ihr mir dafür eine ſchöne Belohnung zuſichern“. Das war denn doch den Burſchen zu viel. Einer betheuerte „heilig und gewiſs“, er würde ihr ſeine „Schilta“ (gefleckte Kuh) ſammt deren Kälblein geben, wenn ſie den Muth hätte, heute nachts noch die Seihe aus der Sennhütte zu holen.

Das Weiblein hatte die Wette angenommen und war, obgleich alle ihr dieſes kühne Wagſtück miſsriethen, ſofort bereit, ſich nach der Alpe Gamperton zu verfügen. Auf dem Wege dahin verſprach ſie, den Erlös des Kälbleins zu hl. Meſſen für den in der Alpe leidenden Geiſt zu verwenden. Nach etwa zwei Stunden hatte ſie die Hütte erreicht, trat in dieſelbe, weil ſie unverſchloſſen war, ein, holte raſch aus dem Keller die Milchſeihe und entfernte ſich wieder, ohne daſs ihr etwas begegnet wäre. Nur, wie ſie durch die „Haglucke“ hinausgieng, rief ihr eine laute Stimme nach:

„A ſchiltati Kua
Und 's Kalbli derzua. Juchhe!“

Das Weiblein übergab den ſtaunenden Burſchen die Alpenſeihe und hatte ſomit die Wette gewonnen.

Der Butz, weil durch das Weiblein erlöst, machte sich von da ab in der Gampertoner Sennhütte nicht mehr bemerkbar [1]).

---

32. Die Sennerin lockt Schweine.

Ungefähr 1½ km von der Alpe Valcifenz (Montavon) entfernt, in nächster Nähe des Maisäßes Vergâlda, eines Weilers mit ziemlich vielen zerstreut liegenden Häusern, steht ein einsames Haus. In dieses kam bei kalter Witterung im Herbste öfter ein Weiblein, setzte sich in der Küche beim Herdfeuer oder in der Wohnstube auf die Ofenbank nieder und rief, sich die Hände reibend: „Tschu! tschu! hüt isch kalt". Nach einer Weile, wann es sich gewärmt hatte, sagte es: „Jetz muaß i'go di vertälta [2]) Schwî trenka" und gieng hastig von dannen. Kaum hatte dieses Weiblein die Stubenthür hinter sich zugeschlagen, so sah man vom Fenster aus dasselbe schon über den entlegenen „Stôfl" [3]) eilen und hörte, wie es die Schweine zur Tränke lockte mit dem gellenden Rufe: „Hutsch! hutsch! [4]).

---

[1]) Vgl. unten, Nr. 44.

[2]) Bei der Vertheilung der Molke übergangenen, ausgelassenen.

[3]) Grüner Platz um die Sennhütte, der gedüngt und mitunter auch gemäht wird, wo auch die Kühe zum Melken zusammengetrieben werden. Nach Steub ist es das lat. stabulum. Im vorderen Paznaun sagt man für Stofl „Gompa", vom lat. campus.

[4]) Büßende Sennerinnen locken Schweine. Vgl. Nr. 33 und Zingerle, Nr. 339 Anm.

33. Vor Gottes Richterstuhle ist alles gleich.

Ein Schütze kam einst im Spätherbste in die bereits gänzlich verlassene Langestheier Alpe Kleingfall. Auf einem ebenen Platze, dem sogenannten „Schüagampla", gewahrte derselbe eine Sennerin, die fortwährend ein in ihrer Nähe befindliches Schwein lockte mit dem Rufe: „Tschuli, Tschuli!" Weil um dieselbe Jahreszeit Vieh und Leute schon längst zuthal gefahren waren, so fiel das dem Schützen auf, und er dachte sich: „Das kann kein gewöhnliches Weibsbild sein". Er fasste Muth und gieng hin, um dasselbe anzusprechen und sich um dessen Lage zu erkundigen. Die Person erklärte ihm, sie sei vor vielen Jahren in dieser Alpe Sennerin gewesen und habe ein kränkelndes Schwein beim Füttern vor den übrigen bevorzugt, damit es bald gesund würde. Deshalb müsse sie jetzt dafür hier leiden, denn „vor dem Richterstuhle Gottes ist alles gleich", hieß es im Jenseits. „Ich hätte das kranke Schwein nicht besser füttern sollen als die anderen, wenn es auch dabei verendet wäre". Der Schütze fragte die Sennerin weiter, ob und wie ihr geholfen werden könnte. Da entgegnete sie, dies wäre möglich, wenn ihr alle Bauern, welche damals in der Alpe Kühe aufgetrieben, oder im Abgange deren Erben die denselben durch das bessere Füttern jenes Schweines verursachte Beeinträchtigung nachsähen. Der Schütze versprach, ihr diesen Gefallen gern erweisen zu wollen. Kaum zu Hause angelangt, machte er bei den einzelnen Bauern die Runde und ersuchte sie, der Sennerin den ihnen etwa erwachsenen Schaden zu erlassen. Alle erklärten sich dazu bereit bis

auf einen, der erwiderte, er habe nichts zu verschenken. Trotzdem war die Sennerin von ihrem Leiden erlöst und wurde nachher nie mehr in der erwähnten Alpe gesehen [1]).

---

34. Die Sennerin verscharrt das todte Schwein.

Ein Paznauner Bursche gieng an einem schönen, milden Herbsttage in die Alpe Kleingfall, um sich einen stattlichen Korb voll „Ziarmstötscha" (Zierbelkiefer-Zapfen) zu holen. Das Vieh war bereits längst von der Alpe abgetrieben. Auf einem ebenen Platze unweit der Sennhütte stand eine großmächtige, langästige Zirbelkiefer, welche eine reichliche Ausbeute versprach. Der Bursche bestieg freudig den Baum und begann sofort seine Arbeit. Wie er gerade mit dem Pflücken solcher Zapfen beschäftigt war, warf er zufällig seinen Blick nach der Sennhütte hin. Und siehe, da bemerkte er zu seiner größten Verwunderung, wie eine ihm unbekannte Sennerin eine Schar Schweine durch den „Hag" trieb bis in die nächste Nähe der Hütte, wo die mit Molken gefüllten Tröge bereit standen! Alle Schweine tranken nun mit größter Gier von diesen Molken. Schließlich kam noch ein kleines Schwein zum Vorschein, das sich alle Mühe gab, auch zu einem Molkentroge zu gelangen; doch die größeren Schweine drängten und stießen es

---

[1]) Eine ähnliche Sage, „Die Sennerin auf Spullers", bei Vonbun-Sander, S. 92.

immer wieder fort. Jetzt legte sich die Sennerin ins Mittel und gab zornig dem Schweine, welches gerade rechts von dem kleinen war, mit einem Aste einen Schlag auf den Rüssel, dass es maustodt zu Boden fiel. Hierauf nahm sie dasselbe bei den hinteren Füßen und schleifte es ein Stück über den „Gompa“ hinunter, worauf sie es in einer gemachten Grube verscharrte. Daraufhin waren Sennerin und Schweine auf einmal verschwunden.

---

35. Der Knall in der Sennhütte.

Es war zu Beginn dieses Jahrhundertes, als Jakob Jäger, wohnhaft in dem zu Kappl gehörigen Weiler Bach, eines Tages im Spätherbste sich in die Berge des Thales Visul auf die Gemsenjagd begab. Obwohl er die Gegend auf der linken Thalseite ganz durchstreifte und bereits von früherher die Plätze genau wusste, wo sich die Gemsen gern aufhielten, so hatte ihn damals dennoch sein Glücksstern verlassen, so dass er keine einzige Gemse erspähen konnte. Doch Jäger fügte sich willig in sein Missgeschick und wollte, weil es schon Abend war, soeben den Heimweg antreten. Da that es plötzlich einen gellenden Pfiff und einen gewaltigen Knall, dass davon der Erdboden erdröhnte und Jäger erschrocken auffuhr. Wie er hierauf unwillkürlich auf die gegenüberliegende Thalseite blickte, gewahrte er ein ganzes Rudel Gemsen, welches an einer Berghalde graste. Da dachte sich der Schütze: „Heute ist es mir zu spät, mich diesen Gemsen zu nähern; indes morgen früh werde ich schon auch

noch einige davon mit meinem Stutzen treffen. Daher verfüge ich mich in die unfern gelegene (Visuler) Sennhütte und bleibe dort über Nacht". Jäger suchte genannte leere Hütte auf und schürte sich daselbst ein kleines Herdfeuer, um sich zu wärmen. Hierauf nahm er ein Stückchen Fleisch aus seiner Jagdtasche, briet dasselbe ein wenig an einem Spieße über dem Feuer und verzehrte es dann mit größter Lust. Es war bereits dunkle Nacht.

Da that es auf einmal einen furchtbaren Knall, dass die ganze Hütte erzitterte und die aufeinandergestellten „Milchgöbsen" auf den Boden kollerten. Auch Jäger, der sich sonst in seinem Leben niemals gefürchtet hatte, sprang vor Schrecken auf und rief: „Ja, was ist denn das!" Da trat eine weibliche Person aus dem Milchkeller vor ihn hin und sagte: „Ja, was ist denn das? Ich bin es, wie du siehst. Gelt! heute habe ich vermocht, dass du vom Gebirge in diese Hütte herabgiengst, um hier zu nächtigen". Mit diesen Worten machte sie eine Anspielung auf das ungewöhnliche Pfeifen und Knallen, welches Jäger auf der einsamen Bergeshöhe vernommen, sowie auf das zauberhafte Gemsenrudel, das sich seinen Blicken gezeigt hatte. Darauf fragte der Gemsenjäger: „Wer bist du eigentlich und was machst du hier in dieser einsamen Hütte? Offenbar bist du ein Geist, der hier büßen muss! Entdecke mir aufrichtig den Grund, warum du hier leidest, und sage mir, was ich thun muss zu deiner Erlösung". Da antwortete das Weib: „Mein Freund, es sind bereits viele, viele Jahre entschwunden, seitdem ich in dieser Alpe Sennerin war. Außer dem

regelmäßigen Melken und Sennen hatte ich auch einige Schweine zu tränken und zu beaufsichtigen. Darunter war eines, welches andere, namentlich kleinere, gerne neckte, und wenn sie sich dem Troge näherten, um aus diesem die Molken zu trinken, stieß es dieselben gewöhnlich mit seinem Rüssel zurück. Das ärgerte mich gewaltig, und eines Tages, als das erwähnte Schwein wieder die anderen beim Molkentrinken verfolgte und durchaus nicht davon trinken lassen wollte, griff ich in meinem Zorne nach einem Fichtenaste, der in der Nähe lag, und schlug es damit auf den Rüssel, dass es zu Boden fiel und maustodt war. Das war freilich nicht meine Absicht gewesen, das Schwein wirklich zu tödten; deshalb erschrak ich ungemein darob, nahm das todte Schwein bei den hinteren Füßen und schleifte es über den „Gampen" hinab. Daselbst machte ich eine Grube, in die ich das Schwein warf, und deckte dieselbe wieder zu, so dass niemand davon eine Ahnung haben konnte, dass ich hier das fehlende Schwein verscharrt hätte. Dieses wurde natürlich bald vermisst, und ich gab vor, das Schwein, das nirgends zu finden war, müsse nur aus der Alpe gestohlen worden sein. Selbstverständlich fiel alsbald auf unschuldige arme Leute der falsche Argwohn, dass sie den Schweinediebstahl verübt hätten. Dieser Umstand verlängerte und verschärfte noch bedeutend meine Pein, die ich nach dem Tode hier in dieser Alpe bisher zu erdulden habe. Bist du nun bereit, zu den Eigenthümern dieser Alpe hinzugehen und öffentlich zu erklären, dass ich das damals in Abgang gerathene Schwein todtgeschlagen und vergraben hätte, folglich die

armen Leute, welche der falſche Argwohn getroffen, daſs ſie jenes Schwein geſtohlen, ganz unſchuldig wären, ſo bin ich von meinem hieſigen Leiden befreit". Der Gemſenjäger verſprach der Sennerin, ihren Wunſch möglichſt bald zu erfüllen. Auf dies hin war dieſelbe erlöst und ſtand ſchneeweiß vor Jäger, ihm herzlichſt für ſeine Bereitwilligkeit dankend, worauf ſie verſchwand.

---

36. Die Sennerin kocht ein Rahmmus.

Ein Schütze, der im Spätherbſte ins wilde Gebirge geſtiegen war, um Gemſen zu ſchießen, ſuchte auf dem Rückwege, von der Nacht überfallen, in einer nahegelegenen öden Sennhütte ſeine Lagerſtätte auf. Dortſelbſt wärmte er ſich zunächſt an dem Herdfeuer, das er ſich angezündet hatte, aß etwas von ſeinem Mundvorrathe und legte ſich dann auf die Pritſche zur Ruhe. Es mochte ungefähr Mitternacht geweſen ſein, da trat eine Sennerin aus dem Keller und gieng an ihre gewöhnliche Arbeit. Sie trug die „Göpſen" aus demſelben, rahmte die Milch ab, rührte den Rahm im Butterfaſſe, ſpülte hierauf, nachdem Käſe und Zieger im Keſſel bereitet waren, die Milchgeſchirre und kochte ſchließlich ein ſogenanntes Rahmmus. Als ſie damit fertig war, rief ſie zum Schützen auf die Pritſche hinauf, er ſolle jetzt zum Eſſen kommen. Dieſer aber blieb mäuschenſtille droben und gab der Einladung keine Folge. Da rief die Sennerin nochmals und ſehr ernſthaft: „Gehſt du nicht herab zum Eſſen, ſo zerreiße ich dich zu Staub!" Jetzt ſtieg der Schütze von der Pritſche und trat zum

Tiſche hin. Derſelbe ließ ſich das Rahmmus vortrefflich ſchmecken, während auf der Seite in der Pfanne, wo die Sennerin aß, wie ihm däuchte, lauter Aſche war. Als der Schütze ſatt war, legte er den Löffel weg und ſtieg, ohne der Sennerin den geringſten Dank für das Mahl auszuſprechen, wieder auf die Pritſche hinauf. Da weinte jene bitterlich und ſprach: „Hätteſt du nur ein einziges Vergelt's Gott mir für das Eſſen geſagt, ſo würde ich von meiner hieſigen Pein erlöst worden ſein: ſo aber muſs ich von neuem lange, lange leiden, bis wieder jemand in dieſer Hütte übernachtet und ſich für das angebotene Eſſen bei mir auch bedankt!" Hierauf gieng ſie wieder in den Keller und ließ nichts mehr von ſich hören [1]).

37. Die Sennerin mit der Buttermilch.

In der Alpe Zamſerloch muſsten die Hirten im Herbſte bei der Abfahrt eine Kuh zurücklaſſen, weil ſie hinkte. Der Eigenthümer, namens Schueler, verfügte ſich noch am gleichen Tage auf die Alpe, um ſeine Kuh zu holen; indes da es bereits ſpätabends war, fühlte derſelbe ſich genöthigt, in der Sennhütte zu nächtigen und auf den frühen Morgen zu warten. Nachdem Schueler ein kleines Nachtmahl genommen, ſtieg er auf die Pritſche und legte ſich nieder. Um Mitternacht trat ein Weib aus dem Keller und begann, wie es regelmäßig in den Alpen geſchieht, zu ſennen. Sie trug die

[1]) Vgl. Zingerle, Nr. 400 f., Vonbun-Sander, S. 88.

„Göbſen“ aus dem Keller, rahmte die Milch ab und gab dieſe in den Keſſel zur Käſebereitung, während ſie in den Rührkübel den Rahm ſchüttete. Nachdem ſie zu dieſem noch etwas heißes Waſſer gegoſſen hatte, ſchwang ſie mit großer Anſtrengung das Butterfaſs, bis endlich die Scheidung eintrat. Hierauf nahm ſie die Butter aus dem Kübel, während ſie die Milch in einen darun-tergeſtellten Eimer fließen ließ. Sodann lud ſie den Mann auf der Pritſche droben ein, Buttermilch zu trinken. Dieſer ſtieg beherzt von ſeiner Lagerſtätte und trank von der Milch. Sogleich ſtand die Sennerin ſchneeweiß vor ihm, bedankte ſich herzlichſt und ſagte, jetzt ſei ſie durch ihn von ihrem Leiden befreit. Sie habe einmal als Sennerin in dieſer Alpe einem Bettler, der ſie um eine Kelle voll Buttermilch angeſprochen, die Bitte abgeſchlagen. Deshalb habe ſie hier ſo lange „geiſten“ müſſen, bis Schueler ſie durch einen Trunk Milch erlöst habe. Hierauf verſchwand ſie. Frühmor-gens fuhr Schueler mit ſeiner Kuh nach Hauſe und war recht froh, eine arme Seele erlöst zu haben [1]).

38. Das Butzweible.

Auf der Alpe Zamſerberg befand ſich vor Jahren ein Butz in Geſtalt eines alten Weibleins. Dasſelbe bemerkten die Sennleute öfters, wie es auf dem „Gampen“ oder bei der Sennhütte herumgieng oder auf dem Dache

[1]) Vgl. eine ähnliche Sage bei Zingerle, Nr. 396 nebſt der Anm. — Über büßende Sennerinnen vgl. ebenda, Nr. 399 Anm. und unten, Nr. 38, 42 ff.

derſelben ſaß und ſich ſonnte. Die Kunde von dieſem geiſterhaften Weiblein war auch bald in das ſtattliche Dorf Zams gedrungen und den hochw. Herren Decan und Cooperator zu Ohren gekommen. Letzterer mochte nicht recht an das Daſein dieſes Weibleins glauben und ſagte mehrmals im Scherze, er müſſe nächſtens auf die Alpe Zamſerberg gehen, um den Butz zu erlöſen. Eines ſchönen Tages wandelte er wirklich voll Muth und Entſchloſſenheit durch die ziemlich hochgelegenen Zamſer Wieſen und erwiderte auf die Frage der Mähder, wohin er gehe, mit ſelbſtgefälliger Miene und einem Anflug von Ironie: „Auf die Alpe hinauf, um den Butz zu erlöſen“. Kühn ſchritt der Hochwürdige weiter, und nicht lange dauerte es, ſo war er auf der Alpe droben und bald auch in der nächſten Nähe der Sennhütte. Wie er hierauf durch die „Haglucke“ ſchritt, eilte raſch das geiſternde Weiblein aus dem Hage durch die Lucke hinaus, hart an ihm vorbei. Darauf war denn der Cooperator im Augenblicke doch nicht gefaſst und hatte keineswegs den Muth, das Weiblein anzuſprechen. Wie er ſich umwandte, ſah er dasſelbe noch eine kurze Strecke durch die Alpe hinausgehen und dann im Walde verſchwinden. Darauf trat er in die Hütte und fragte die Sennerinnen, ob ſie dieſes „butzende“ Weiblein öfter bemerkten. Als dieſelben dieſe Frage bejahten, verweilte der Cooperator noch bis zum Abend in der Hütte oder deren nächſter Umgebung, um zu ſehen, ob dieſes Weiblein ſich nimmer zeigte; indes all ſein Warten war vergebens. Da trat der Cooperator den Rückweg nach Hauſe an, und im Verlaufe von beiläufig einer Stunde näherte er ſich bereits

dem Dorfe Zams. Hier kam ihm der Herr Decan lächelnd entgegen und fragte ihn, welches Bewandtnis es mit dem Alpenbutze habe. Der Gefragte berichtete nun, was vorgefallen und dass er nicht das Herz gehabt, das durch die Haglucke huschende Weiblein anzureden. Da lachte der Decan und schalt seinen Gehilfen im Scherze, dass er, der so kühn und entschlossen zur Erlösung des Butzes ausgerückt, schließlich es nicht einmal gewagt habe, denselben anzusprechen. Darauf fügte er bei, er müsse schon selbst in Bälde auf die Alpe gehen, um jenes gespenstische Weiblein aufzusuchen und zu erlösen. Und kaum waren einige Tage verstrichen, so sah man den Decan in eigener Person der Zamserberger Alpe zuschreiten. Dieser jedoch gewahrte nichts von dem Weiblein, und obgleich er den ganzen Tag in der Hütte oder auf dem Gampen zugebracht hatte, wurde er dennoch keines Butzes ansichtig. Nach Hause zurückgekehrt, erklärte er dem Cooperator bei dem Nachtmahle, es sei noch nicht an der Zeit, dieses butzende Weiblein von seinem Leiden zu erlösen; man müsse noch einige Wochen geduldig damit warten. Nach Verlauf von etwa drei Wochen war der Decan abermals auf die Alpe hinaufgegangen. Kaum näherte er sich der Sennhütte, so erblickte er schon das Weiblein in sitzender Lage auf deren Dache. Doch bald ward es von ihm genöthigt, von demselben herabzusteigen, und in kurzer Zeit war es erlöst. Weshalb dieses Weiblein in der genannten Alpe umgehen musste, konnte man mir nicht mittheilen.

39. Der Butz in Visul.

Offenbar ist es schon sehr lange her, dass in der Kappler Alpe Visul ein Butz umgieng, der Hirten und Sennerinnen manchmal, namentlich vor eintretenden Schneefällen, durch sein nächtliches Poltern in Schrecken setzte. Sobald aber im Herbste der Abtrieb der Kühe vollzogen war und die Ehehalten von der Alpe Abschied genommen hatten, war es nicht mehr rathsam, die verlassene Sennhütte aufzusuchen, wo man das Gespenst zuweilen bei hellem Tage als geschundenes Ross auf dem „Schmalzbrette“ im Keller liegen sah. Nach der Sage wollte zuerst der Herr Curat von Kappl den Geist durch Beschwörung aus der Alpe vertreiben, allein dies gelang ihm keineswegs. Dann wandten sich die Inhaber dieser Alpe an die Kapuziner in Imst, worauf ein solcher kam und mit jenen die Sennhütte betrat. Der Butz lag wiederum wie früher als geschundenes Ross auf dem Schmalzbrette und streckte alle vier Beine aus. Die Bauern mussten in dem gewöhnlichen Wohnraume der Hütte bleiben und eifrig beten, während der Ordensmann sich in den Keller zum Butze verfügte und daselbst die Beschwörung vornahm. Nach geraumer Zeit trat der Kapuziner, in Schweiß gebadet, wieder aus dem Keller und hielt ein Fläschchen in der Rechten, in das er den Geist gebannt hatte. Hierauf fragte er die Bauern, ob sie jetzt den Butz zu sehen wünschten; indes niemand trug darnach Verlangen. Der Kapuziner gieng nun mit dem Butze im Fläschchen bis zu dem ziemlich weit entfernten Visulgletscher, in den er jenen bannte. Nur einmal in sieben Jahren, an einem ganz

heiteren Tage, darf der Butz diesen Gletscher verlassen und sich auf einer nahegelegenen Steinplatte sonnen und trocknen [1]).

40. Die Hirten in Visul.

In der Alpe Visul weideten voralters zwei Hirten gemeinsam die ihnen anvertraute Herde Kühe. Darunter war eine, die stets auf der Weide den anderen voranlief und sehr gern auch gefährliche, steile Halden aufsuchte. Darüber ärgerte sich der Großhirte ungemein und legte derselben eines Tages frischgeschälte Baumrinden auf eine solche abschüssige Stelle, wo sie gern hinwollte. Die Kuh kam wirklich bald in deren Nähe, so dass der Kleinhirte (Gehilfe) sofort die drohende Gefahr wahrnahm und jene von dem verhängnisvollen Orte zurücktreiben wollte. Doch der Großhirte war damit nicht einverstanden, sondern entgegnete barsch, die „Bestie" solle nur hinabstürzen und todtfallen; das habe sie längst verdient. Kaum war die Kuh auf die schlüpfrigen Rinden getreten, so glitt sie aus, kollerte den jähen Abhang hinunter und war todt. Beide Hirten hatten es

[1]) Vgl hiemit die f. Sage.

Aus der Alpe Paznaunertaa im Fimbathale bannte der Ischgler Herr Pfarrer mit Aufbietung aller Kräfte (er soll in Begleitung der Gläubigen in Procession mit dem höchsten Gute, fast außer Athem und ungemein erschöpft, in die Sennhütte gekommen sein) den daselbst umgehenden und Hirten und Sennerinnen verfolgenden Butz in die sog. „Paznaunertaa-Klamm". — Taa oder Taja, Sennhütte, vom lat. attegia, Hütte, roman. tegia oder teschia. Vgl. Vonbun-Sander u. d. W. Deihja.

unterlaſſen, dem Eigenthümer der Kuh den Schaden zu erſetzen, indem ſie vorgaben, ſie ſelbſt ſei hinabgeſtürzt und erfallen. Umſo größer war daher die Strafe, welche die ſaumſeligen Hirten vor dem Richterſtuhle Gottes zu gewärtigen hatten. Beide wurden verurtheilt, in der erwähnten Alpe als Geiſter umzugehen. Der Kleinhirte hatte eine viel geringere Schuld auf ſeinem Gewiſſen; er wurde noch begnadigt, muſste aber zur Strafe ſo lange in Viſul leiden, bis das Kreuz hinter dem Weiler Ulmich errichtet worden wäre. Wie einmal der Same zu dem Bäumchen gefallen, aus deſſen Holze obgenanntes Kreuz gezimmert werden ſollte, wuſste derſelbe, wie er hie und da verlauten ließ, daſs ſeine Erlöſung nimmer ferne ſei. Unendlich ſchwerer war die Strafe, welche den Großhirten traf; ſeine Seele, entdeckte er einmal einem Bauern, ſei in der Hölle, während ſein Leib in Ungarn begraben liege, und ſein Geiſt müſſe hier in dieſer Alpe — er wiſſe nicht wie lange — leiden. Dieſer Butz verfolgte nicht ungern die Leute in der Alpe Viſul, ſo daſs man herzlich froh war, endlich einmal dieſe Plage loszuwerden. Wie die Sage geht, bannte denſelben der Iſchgler Pfarrer oder (nach einer anderen Verſion) ein Imſter Kapuziner in den Viſuler Gletſcher. Nur einmal in ſieben Jahren, und zwar an einem ganz heiteren, völlig wolkenloſen Tage, darf ſich ſeitdem dieſer Butz auf einem nahegelegenen Steine, der ſog. Viſuler Platte, ſonnen und trocknen.

Voranſtehende Sage wurde mir von einem betagten Langestheier (gebürtigen Kappler) in kürzerer Faſſung auch ſo erzählt:

Beim Kirchlein im Weiler Ulmich (Kappl) ſieht der Wanderer ein ſchönes Miſſionskreuz an der Stelle, wo früher ein anderes geſtanden war. An das letztere knüpft ſich folgende ſagenhafte Erzählung:

Noch nicht gar ſo lange iſt es her, daſs in den Vatlaner Bergmähdern und deren Umgebung ein Butz umgieng. Eines heißen Sommertages arbeitete in genannten Wieſen ein Obermahrner Bauer, mit Namen „Söppeles Hons", um den die Nachbarn einen Burſchen beſchäftigt ſahen. Dieſe ſagten: „Heute hat Söppeles Hons auch ſeinen Sohn mitgenommen". Nach dem Aveläuten aber verſchwand derſelbe ſpurlos. Dieſer Junge war der Vatlaner Butz. Im Geſpräche mit Hans äußerte derſelbe, es ſei vor vielen Jahren großentheils durch ſeine Schuld in der Nähe der Vatlaner Wieſen eine Kuh über einen jähen Abhang gekollert und todtgefallen; deshalb müſſe er hier umgehen und ſeine Strafe abbüßen. Doch habe er bereits Hoffnung auf baldige Erlöſung geſchöpft, als der Same zu dem Bäumchen gefallen, aus deſſen Stamme das (oben erwähnte) Ulmicher Kreuz gezimmert worden [1]).

41. Der Hirte im Zamſerloch.

Vor vielen Jahren weidete während des Sommers ein Hirte mit ſeinem Gehilfen in der Zamſerloch-Alpe die Kühe. In der Herde befand ſich eine, welche

[1]) Vgl. Zingerle, Nr. 354, 389—392, Vonbun-Sander-S. 92—95.

äußerſt ſchwierig zu melken war, weshalb der Hirte dieſelbe nie ganz abmolk. Die Folge davon war, daſs die Kuh immer mehr an der Milch einbüßte und deren Eigenthümer ſchließlich ein beträchtlicher Schaden daraus erwuchs. Im künftigen Herbſte ſtarb der Hirte. Ein Schütze, der ins Gebirge auf die Gemſenjagd geſtiegen war, kehrte auf dem Rückwege ſpätabends in der Sennhütte der genannten Alpe ein und blieb daſelbſt über Nacht. Um Mitternacht gewahrte er einen Mann in der einſamen Hütte, der, wie es den Anſchein hatte, Melkeimer und Seihe ſuchte, aber nicht finden konnte. Der Jäger ſagte nichts dazu und trat in der Frühe den Weg in die Heimat an. Hier erzählte er ſein Erlebnis in der erwähnten Alphütte einem guten Kameraden. Dieſer, unerſchrocken und neugierig wie er war, verfügte ſich ebenfalls in die genannte Hütte und lagerte ſich auf der Pritſche. In tiefer Nacht erſchien wieder der Butz und ſuchte längere Zeit nach Melkeimer und Seihe, ohne ſie zu finden. Da ſtieg der Jäger von ſeinem Lager, näherte ſich dem geiſternden Manne und fragte ihn, warum er immer, wenn auch vergebens, Melkeimer und Seihe ſuche. Da erwiderte derſelbe dem Frageſteller: „Ich verſündigte mich bei Lebzeiten in dieſer Alpe dadurch, daſs ich einem Bauern eine Kuh, weil ſie ſich ſehr ſchwer melken ließ, nie vollſtändig abmolk“. Auf die weitere Frage, wie ſeinem Leiden abzuhelfen wäre, entgegnete er: „Läſſeſt du dich herbei, ſtatt meiner dem Eigenthümer jener Kuh ſechs Gulden für den erlittenen Schaden zu bezahlen, ſo iſt mir die Strafe erlaſſen; ſonſt muſs ich noch volle fünfzig Jahre

hier leiden". Der Jäger beglich dem Eigenthümer die genannte Summe, und von da ab wurde dieser butzende Hirte in der erwähnten Sennhütte nimmer beobachtet.

---

42. Die Sennerin kocht Schupfnudeln.

In der Alpe Edli, welche im Almajurthale (unweit Steg im Lechthale) liegt, hütete einst Franz Pöll die Kühe, während der Marianna Lechleitner die Milchwirthschaft oblag. Beide waren aus dem paznaunerischen Alpendorfe Langesthei gebürtig. Zu ihnen kam manchmal der Pettneuer Gemsenjäger Perkhofer auf seinen Streifungen im Gebirge und blieb in der Sennhütte über Nacht. Pöll war bereits den zweiten Sommer in dieser Alpe Hirte, als eines späten Abends Perkhofer sich wieder bei ihnen einfand. Als beide wie gewöhnlich sich in ein Gespräch eingelassen und über mancherlei ihre Meinungen ausgetauscht hatten, fragte schließlich der Gemsenjäger, als es schon an der Zeit war, das Nachtlager aufzusuchen, den Hirten, ob er im vergangenen Sommer nie etwas von einem „Geiste" oder „Butze" in der Alpe wahrgenommen. Als Pöll dies verneinte, theilte Perkhofer ihm nachstehendes Ereignis mit, das er voriges Jahr hier in der Sennhütte erlebt habe:

Eines schönen Herbstmorgens gieng ich in aller Frühe auf die Gemsenjagd ins Gebirge. Ich war jenesmal nicht besonders vom Glücke begünstigt, denn während des ganzen Tages wurde ich keiner einzigen Gemse ansichtig. Gegen Abend überzog sich der Himmel mit dunkeln, bedenklichen Wolken, so dass ich es für räthlicher hielt,

in der Hütte auf dem Edli zu nächtigen, als hier auf der wilden Höhe in einer Felshöhle halb zu erfrieren. Es war dunkel, als ich in die Sennhütte der erwähnten Alpe kam, von der das Vieh schon längst abgetrieben war. Ich trat sogleich zum Herde und zündete ein Feuer an, um mich daran zu wärmen. Hierauf nahm ich von meinem mitgebrachten Speisevorrathe ein karges Mahl, legte dem Feuer noch einige Holzspäne zu, damit es mir nöthigenfalls in späterer Nachtstunde nicht verlöschen sollte, und suchte dann meine einfache Lagerstätte auf. Ich stieg nämlich auf die Pritsche, hüllte mich in meinen Mantel und legte mich zur Ruhe nieder. Doch war ich noch nicht eingeschlafen, so öffnete sich die Kellerthüre und es trat zu meinem größten Staunen ein Weiblein heraus, lenkte seine Schritte zu dem kleinen Tische, der unweit des Herdes stand, und kämmte und ordnete seine Haare. Hernach gieng es wieder in den Keller und brachte aus demselben das Nudelbrett und ein Näpfchen mit Mehl, aus dem es einen Teig bereitete und daraus sogenannte Schupfnudeln machte. Hierauf holte es Milch in einer Pfanne und stellte diese übers Feuer. Als die Milch zu wallen anfieng, gab es die Nudeln hinein und ließ sie kochen. Dies alles hatte ich von der Pritsche aus ganz gut beobachtet, indem ich den Mantel etwas von meinem Gesichte weghob. Da faßte ich rasch Muth und rief hinunter: „Weib, was treibst du hier?“ Dasselbe erwiderte: „Freund, steige jetzt herab, die Nudeln sind gekocht“. Auf diese Einladung verließ ich sofort unerschrockenen Herzens mein Lager und trat zu dem Weiblein bei dem Herde hin.

Dieſes munterte mich auf, Nudeln zu eſſen, mit der Verſicherung, ſie würden mir gewiſs nicht ſchaden. Während ich aß, fragte ich das Weiblein: „Wer biſt du denn eigentlich? Nicht war, ein Geiſt? Eröffne mir doch, weshalb du hier leiden muſst, damit ich dir, wenn anders es mir möglich iſt, helfen kann. Ich will ja alles thun, um dich zu erlöſen". Da ſprach das Weiblein: „Es ſind ſchon viele Jahre verſtrichen, ſeitdem ich in dieſer Alpe Sennerin war. Ihr hattet damals vier Kühe hier. Du warſt zur ſelben Zeit ein ſchlanker junger Burſche und kamſt am Tage der „Auffahrt" hieher und plauſchteſt mit mir. Beim Weggehen ſagteſt du, mir auf die Achſel klopfend, freundlichſt: „„Sennerin, melke „toll Zon", es trägt einen Schnürriemen!"" Leider hatte ich mir deine verheißungsvollen Worte nur zu gut gemerkt, und als der verhängnisvolle Tag anbrach, an deſſen Abend den einzelnen Bauern die Milch ihrer Kühe als Maßſtab für die ſpäter erfolgende Butter- und Käſevertheilung gewogen werden ſollte, molk ich eure Kühe frühmorgens nicht ſauber ab. Dies hatte zur Folge, daſs ſie am „Zon"-Abend mehr Milch als gewöhnlich gaben. Dadurch wurden die anderen Bauern bei der Vertheilung der Milcherzeugniſſe etwas verkürzt, woran ich ſchuld war; mitſchuldig warſt freilich auch du, indem du mir dazu gewiſſermaßen die Aufmunterung gabſt. Dies iſt der Grund, warum ich hier leiden muſs. Wenn du nun ſo gefällig biſt, dich ſtatt meiner an die benachtheiligten Bauern oder deren Nachkommen zu wenden und dieſe mir den durch mich ihnen erwachſenen Schaden erlaſſen oder im Verweigerungsfalle du den-

ſelben ihnen erſetzeſt, ſo bin ich von meinem hieſigen Leiden erlöst". Ich verſprach der Sennerin, in jeder Beziehung ihrem Wunſche zu willfahren. Auf dieſe meine Erklärung hin ſtand dieſelbe ſchneeweiß vor mir, bedankte ſich für die ihr erwieſene große Wohlthat und verſchwand.

Nach den Worten des Erzählers, eines Langestheier Bauers, fällt dieſe ſagenhafte Begebenheit ungefähr in den Anfang der Zwanziger Jahre, weil die Tochter des Pöll gegenwärtig beiläufig ſechzig Jahre alt iſt und Pöll damals als Hirte ein lediger Burſche im ſchönſten Alter ſtand.

---

43. Das Weiblein vor der Sennhüttenthüre.

In einer anderen Alpe war eine Sennerin angeſtellt, welche ihren Geliebten, wenn er ſie mit ſeinen Kameraden beſuchte, aufs freigebigſte mit Milch, Butter und Käſe, mit friſchgebackenen Käſekuchen und Strauben bediente, während ſie den Eigenthümern der Alpe nicht einmal Milch verabreichte. Durch dieſes unredliche Gebaren der Sennerin erwuchs den Bauern bei der Vertheilung der Alpenerzeugniſſe ein großer Nachtheil, und mit Recht wurden allenthalben Äußerungen der Unzufriedenheit mit jener Perſon laut. Kaum war die Sennerin im Spätherbſte geſtorben, ſo hieß es, ſie „geiſte" als Weiblein auf der genannten Alpe.

Mehrere Burſchen, die eines Abends auf dem Heimgarten gemüthlich beiſammenſaßen, kamen in ihrem Geſpräche auch auf das butzende Weiblein, und einer fragte den anderen, ob er es wagte, morgen auf die Alpe zu

gehen und den Butz um den Grund seines Leidens zu fragen. Da sagte einer ganz beherzt: „Ich getraue mir, dies zu thun". Und wirklich wanderte er am folgenden Tage auf die Alpe hinauf, und wie er in die Nähe der Sennhütte kam, sah er ein Weiblein vor deren Thüre stehen, das ihm winkte, er solle näher treten. Dazu hatte der Bursche jedoch nicht den Muth, sondern eilte unverrichteter Dinge wieder nach Hause und erzählte den Vorfall seinen Freunden. Dabei bemerkte er, wenn sie ihn begleiteten, würde er es abermals wagen, auf die Alpe zu gehen und das Weiblein auch anzureden. Sie waren damit einverstanden. Den anderen Tag frühmorgens besuchte der Bursche mit seinen Kameraden die Alpe, und als sie auf dem „Gampen" angelangt waren, stand das Weiblein wieder vor der Thüre der Hütte und winkte ihnen, sie möchten zu ihm heraufkommen. Da ermannte sich der erwähnte Bursche, trat zu dem Weiblein hinauf und fragte dieses um den Grund seines Leidens. Dasselbe entgegnete ihm: „Mein Freund, wie ich verflossenen Sommer Sennerin in dieser Alpe war, verursachte ich dadurch, dass ich meinem Geliebten nebst seinen Begleitern häufig die besten Speisen vorsetzte, den Bauern, welche die Kühe hier hatten, den größten Schaden, und das ist der Grund meines hiesigen Leidens. Wärest du nun so freundlich, zu den betreffenden Bauern hinzugehen und diese um Nachlassung des ihnen durch mich erwachsenen Nachtheils zu bitten, so würde ich, falls ich Erhörung fände, von meiner Pein befreit sein". Der Bursche hatte sofort der Bitte des Weibleins willfahrt; alle schenkten ihm den Schaden, den sie durch

dasſelbe erlitten, nur einem ſchien damit nicht recht ernſt zu ſein. Als der Burſche das butzende Weiblein wieder beſucht und dieſes ihm mitgetheilt hatte, daſs ein Bauer ihm die Veruntreuung nicht vergeben hätte, ſo errieth er ſogleich, wer dieſer hartherzige Mann wäre. Er verſicherte das Weiblein, heute noch jenen Bauern aufzuſuchen und ihn zur Milde zu bewegen. Da ſagte dasſelbe: „So gib mir die Hand zum Zeichen, daſs du dein Verſprechen gewiſs hältſt". Als der Burſche dem Butze ſtatt der Rechten ſein Sacktuch gereicht hatte, ſo gerieth dieſes ſofort in Flammen und verbrannte. Der Burſche drang nochmals in den hartherzigen Bauern und bat ihn inſtändigſt, er möchte doch die arme Seele auf der Alpe droben erlöſen. Da gab dieſer nach und verzieh dem Weiblein. Als dieſes von dem Burſchen nochmals beſucht wurde, ſo erſchien es ſchneeweiß und dankte demſelben für die große Hilfe, die es durch ihn erfahren hätte.

---

44. Das Weiblein mit der Göpſa voll Regenwürmer.

Johann Baldauf, Großvater der in Kappl lebenden zwei Brüder Baldauf, war ein tüchtiger Gemſenjäger, der häufig noch im Spätherbſte die Berge durchſtreifte, wobei er auf ſeiner Rückkehr manchmal, von der Nacht überraſcht, ſich veranlaſst ſah, in einer nahen Sennhütte zu nächtigen. So traf es ſich einmal, daſs er in der leeren Hütte der Alpe Dieies, die dem Dorfe Kappl und deſſen benachbarten Weilern gehört, ſeine Nachtherberge zu wählen beſchloſs. Er hatte das Gewehr

und seinen großen Jagdhund bei sich. Nachdem Baldauf auf dem Herde sich ein kleines Feuer angezündet, um daran seine fröstelnden Glieder zu wärmen, und den Rest seines Mundvorrathes verzehrt hatte, so stieg er auf die Pritsche, um, so gut es gienge, sich einem Schläfchen zu überlassen. Wie er so ruhig droben lag, öffnete sich gegen 12 Uhr die Kellerthüre und trat ein Weiblein heraus, das eine „Göpsa" voll Regenwürmer in den Händen trug und dieselbe auf den kleinen Tisch stellte. Dann lud es den Jäger zum Essen ein; doch dieser rührte sich nicht auf der Pritsche. Das Weiblein rief nochmals und zwar eindringlicher hinauf, er solle jetzt herabkommen und mithalten; indes er folgte nicht und nahm sein Gewehr zur Hand. Da sagte das Weiblein: „Hatteſt d' (du) nu nit dein Fuirhaß und dein Hundbaß bei diar, so wötti (wollte ich) di schua (schon) mitössa mocha!"

Sodann gieng es wieder in den Keller und ließ nichts mehr von sich hören.

Frühmorgens machte sich der Gemsenjäger auf den Weg nach Hause und erzählte dort seinem besten Freunde das Vorgefallene. Weil dieser jedoch der Sache nicht recht glauben wollte, so sagte jener vollen Ernstes: „Freund, wagst es du, die heutige Nacht in der Sennhütte auf Dieies zu schlafen, so überlasse ich dir meine rothe Geiß!" Der Freund nahm sogleich die Wette an, gieng abends mit dem Gewehre und in Begleitung des Hundes des Gemsschützen in die genannte Hütte und legte sich in tiefer Nacht zur Ruhe auf die Pritsche. Gegen Mitternacht erschien abermals das butzende Weiblein bei der Kellerthüre mit einer Göpsa voll Regen-

würmer, welche es auf den Tisch hintrug. Hierauf lud es den Freund gleichfalls zur Mahlzeit ein; dieser aber blieb regungslos auf der Pritsche liegen. Da forderte das Weiblein ihn zum zweitenmale auf, er solle jetzt kommen und mitessen; indes er gab der Einladung keine Folge. Alsdann sagte dasselbe erbittert:

„Hatteſt du nu nit dein Fuirhaß und dein Hundbaß,
Wötti di verdiana mocha di roat Gaß!"

Darauf trat es wieder in den Keller, und der Freund hatte die rothe Geiß gewonnen. Wie mir der Erzähler dieser Sage versicherte, hatte Baldauf wie sein Freund in den Lauf des Gewehres zuvor eine geweihte „Palme" (Weidenkätzchen) gegeben [1]).

---

45. Das Weiblein mit der Nudelkappe [2]).

Der St. Gallenkircher Zimmermann Hans Sef (Johann Josef) Saler, gestorben als hochbetagter Mann in den Siebziger Jahren, hatte eines Sommers an der Sennhütte in Valcifenz einige Ausbesserungen vorgenommen und bei dieser Arbeit mehrere Laden dort zurückgelassen. Im folgenden schneereichen Winter gieng Hans Sef eines schönen Tages in Begleitung seines Hündchens mit einem Schlitten von Hause fort, um diese Bretter zu holen. Als er sich der Sennhütte näherte, da fieng das Hündchen auf einmal ängstlich zu heulen und zu winseln an und lief den nahen Hügel

---

[1]) Vgl. Vonbun-Sander, S. 65 f., Zingerle, Nr. 411.
[2]) Niedere Wollmütze.

hinauf. Hans Sef lockte zu wiederholtenmalen dasſelbe, daſs es herunterkommen und mit ihm gehen möchte, doch vergebens. Das Hündchen blieb auf dem Hügel droben und fuhr fort zu winſeln. Hans Sef gieng ſeines Weges weiter und war in Bälde vor der Sennhütte angelangt. Weil dieſe nicht verſchloſſen war, ſo trat er hinein und öffnete mit einem mitgenommenen Schlüſſel die Thüre zum Milchkeller. Als er in dieſen hineingieng, ſiehe, da ſaß zu ſeinem größten Staunen auf dem Töblet [1]) ein altes Weiblein, welches auf dem Haupte eine ſogenannte Nudelkappe trug und ihn ſtarr anblickte. Weil er von jeher ein ganz unerſchrockener Mann war, ſo machte er ſich auch aus dieſer Erſcheinung nicht viel daraus; doch, ſcheint es, hatte er nicht den Muth, dasſelbe anzuſprechen. Hans Sef nahm einen Laden nach dem anderen, trug dieſe vor die Hütte und lud ſie auf ſeinen Schlitten. Wie er damit fertig war, ſchloſs er noch den Keller und fuhr fort. Da lief ihm, freudig bellend, ſein Hündchen wieder entgegen und begrüßte ihn. Zu Hauſe angekommen, erzählte Hans Senf ſeinen Angehörigen, was ihm heute in der Valciſenzer Sennhütte begegnet ſei. Hätte er, ſo meinten jene, vollends den Muth beſeſſen, dieſes geſpenſtige Weiblein anzureden und zu fragen, weſſen es etwa zur Befreiung von ſeinem Leiden in dieſer Alpe benöthigte, ſo würde es ihm wahrſcheinlich geglückt ſein, dasſelbe zu erlöſen.

---

[1]) Wagrechte Bretterfläche, um die mit Milch gefüllten „Göpſen“ daraufzuſtellen (lat. tabulatum).

46. Der Butz mit der wollenen Zipfelmütze.

Ein Bauer von Höfen (unweit Kappl), ein beherzter Mann, welcher oftmals geäußert hatte, er glaube an keine Bütze und würde ſich, auch wenn es ſolche gäbe, nicht im mindeſten vor denſelben fürchten, begab ſich in aller Frühe bei großer Winterkälte mit dem Schlitten in das Thal Visniz, um aus ſeinem „Pilla“ (Bergwieſenſtadel) eine Fuhre Heu zu holen. Als er zur Sennhütte gekommen war, ſo dachte er ſich: „Da trete ich ein biſschen ein und mache mir ein kleines Feuer, um daran meine fröſtelnden Glieder zu wärmen“. Gedacht, gethan. Er ſetzte ſich auf die Herdbank, wärmte ſich an dem luſtig praſſelnden Feuer und ſtopfte ſich ſein Pfeifchen. Da that es plötzlich drei gewaltige Schläge an die Kellerthüre. Der Bauer konnte ſich dies nicht enträthſeln, blieb jedoch auf der Bank ſitzen und wärmte ſich weiter. Als aber wiederum drei noch wuchtigere Schläge an die Kellerthüre fielen, da wurde der Mann doch ſtutzig und verlegen. Vorſichtshalber öffnete er die Hüttenthüre, dann ſetzte er ſich abermals zum Feuer und wärmte ſich. Wie es aber zum drittenmale drei furchtbare Schläge an die Kellerthüre that, da ſtürzte er entſetzt von ſeinem Sitze auf, lief zur Hütte hinaus und über den „Gampen“ hinab. Wie er beim Gatter zurückblickte, da ſtand ein Mann vor der Hüttenthüre in bloßen Hemdärmeln und grauen Kniehoſen, mit einer hohen wollenen Zipfelmütze auf dem Kopfe und „Knoſpa“ (Holzſchuhen) an den Füßen und ſtimmte einen Jauchzer an, der dem Bauern durch Mark und Bein drang. Dieſer lief vor Schrecken, ohne das Jauchzen zu erwidern, was vielleicht ſchlimme

Folgen nach ſich gezogen hätte [1]), „über Hals und Kopf“, über Stock und Stein thalauswärts, bis er leichenblaſs vor der Kapelle auf dem rothen Wege niederſank. Nachdem er ſich wieder etwas erholt hatte, trat er in die Kapelle und dachte ſich: „Hier kann mir doch nichts Schlimmes mehr widerfahren!“ Nach einer Weile gieng der arme Mann, an allen Gliedern zitternd, nach Hauſe, wo er ſogleich in eine ſchwere Krankheit verfiel, von der er erſt nach drei Wochen genas. Von der Zeit an ſagte dieſer Bauer öfters: „Jetzt glaube ich an Bütze und fürchte mich ſelbſt bei dem geringſten Geräuſche“.

47. Das Knoſpamandli.

Dieſes gieng vorzeiten in der hinteren Loreiner Alpe um und hieß ſo von ſeinen ſchweren mit Holzſohlen verſehenen Schuhen. Hatten die Ehehalten abends ihr einfaches Lager aufgeſucht, ſo hörten ſie das Männlein draußen vor der Sennhüttenthür, in deren Nähe eine große Steinplatte lag. Auf dieſe hüpfte es und „trampelte“ darauf mit ſeinen ſtarkgenagelten Schuhen herum. Trat dies Männlein auch in die Sennhütte und wärmte es ſich an dem noch lodernden Herdfeuer, ſo war regelmäßig in der Frühe die ganze Alpe mit einer leichten Schneedecke überzogen. Hirten und Sennerinnen

[1]) Ein anderer Bauer, der dieſes Jauchzen beantwortet hatte, muſste den Butz als centnerſchwere Laſt von der Alpe bis zur Kapelle auf dem rothen Wege auf dem Rücken tragen. — Es gilt als nicht geheuer beinacht zu jauchzen oder dasſelbe zu erwidern. Vgl. die Sagen in Nr. 66.

machten sich allmählich aus dem spukenden Männlein nicht viel daraus, zumal da es sich eben nur vernehmen ließ, wenn jene schlafen gegangen waren. Ja dasselbe erwies sich ihnen auch dienstbar, indem es häufig beim Morgengrauen die auf der Nachtweide befindlichen Kühe „sammelte“ und auf den Hag zum Melken trieb. Öfter bemerkte die alte Sennerin, wenn der Großhirte den Abendrosenkranz schließen wollte: „Beten wir noch ein Vaterunser fürs „Knospamandli“, damit es uns morgen früh wieder die Kühe sammle“, und ein solches Gebet that jedesmal seine gute Wirkung. Wie aber dieses Männlein einmal schon um Mitternacht die Kühe johlend und pfeifend auf den Hag getrieben, da trat ein großer Schneefall ein, dass man mit allem Viehe abfahren musste.

---

48. Die Puppe.

In einer Alphütte — in welcher konnte mir der Erzähler dieser Sage nicht angeben — wussten der Hirte und die Sennerin vor Muthwillen und Langweile nicht, was sie alles treiben sollten. Da schnitzte der Hirte aus einem Holzklotze eine Puppe und strich dieser abwechselnd mit der Sennerin übriggelassenes Mus in den Mund, bis es beiden verleidete und sie dieselbe wegwarfen. Eines Tages wiederholten sie diese kindische, muthwillige Arbeit an der Puppe und schmissen sie dann unter die Pritsche hinein, wobei sie ein gellendes Gelächter erhoben. Doch diesesmal ward aus dem frevelhaften Scherze bitterer Ernst. Wie beide nämlich beim Nachtessen, das ebenfalls in einem Muse bestand, saßen, trat die Puppe von

ſelbſt und unaufgefordert unter der Pritſche hervor, ſetzte ſich zu Tiſche und aß mit. Man denke ſich den Schrecken, der beide befiel. Seitdem litt es Hirten und Sennerin nicht mehr in der Hütte, ſondern ſie muſsten fortziehen; desgleichen konnten es auch andere Ehehalten, die man in die Alpe ſchickte, daſelbſt nicht aushalten und ſahen ſich genöthigt, wieder mit Sack und Pack nach Hauſe zu wandern. Die Eigenthümer der Alpe ließen Weltprieſter, ja Kapuziner holen, um dieſen unliebſamen Butz daraus zu bannen; doch alle Mühe war umſonſt. Schließlich gab ihnen ein geſcheiter, frommer geiſtlicher Herr den Rath, ſie ſollten ein Stierkalb aufzüchten, dieſem durch zwei Jahre die Milch einer guten Kuh geben und dann dasſelbe in die Alpe treiben. Die Bauern hatten den Rath des genannten Herrn pünktlich befolgt. Kaum war der ſchöne große Stier auf dem grünen Platze vor der Sennhütte angelangt, ſo ſtürzte die Puppe aus dieſer heraus und begann ſofort mit jenem den Kampf. Nach langem heißen Ringen unterlag endlich die Puppe und fiel todt zu Boden; aber auch der Stier muſste ſeine Anſtrengung theuer büßen, indem er bald darauf verendete. Von da an war wieder Ruhe in der erwähnten Sennhütte [1]).

49. Der Geiſterſtier.

Als vor Jahren an einem prachtvollen Herbſtmorgen ein Gemſenjäger ſich der Sennhütte der Zamſerloch-Alpe genähert hatte, da bemerkte derſelbe nicht

[1]) Vgl. Zingerle, S. 637 und Nr. 825.

ohne Verwunderung einen großen schönen Stier, der auf dem grünen „Gampen" weidete. Weil am vorhergehenden Tag sämmtliches Vieh von der erwähnten Alpe in die Heimat getrieben worden war, „so müssen nur die Hirten", dachte sich der Schütze, „diesen Stier mitzunehmen vergessen haben". Der Mann war ins Gebirge gestiegen, um Gemsen zu jagen; abends kehrte er zurück und kam wieder auf den Gampen, wo der Stier immer noch zu sehen war. Der Jäger trat in die verlassene Hütte, spreizte deren Thüre mit seinem großen Bergstocke, damit niemand sie von außen öffnen könnte, gieng zum Herde hin und machte sich ein Feuer, um daran seine Glieder zu wärmen. Nachdem er hierauf von seinem Mundvorrathe ein kärgliches Mahl zu sich genommen, legte er noch ein paar Scheiter aufs Feuer, damit es nicht sogleich verlösche, zog sich dann die schweren Schuhe aus und stieg zur Ruhe auf die Pritsche. Doch gar nicht lange dauerte es, so hörte der Schütze den Stier auf dem Gampen draußen brüllen und gegen die Hütte kommen. Daselbst stieß und rüttelte das unbändige Thier so lange an der Thüre, bis der Stock von innen umfiel und dieselbe sich knarrend öffnete. Der Stier kam in die Hütte und schritt zu dem noch brennenden Herdfeuer hin. Voller Angst betrachtete der Gemsenjäger auf der Pritsche droben den unheimlichen Stier mit seinen glotzenden Augen, der mit dem aus seinem Maule fließenden Geifer jeden Augenblick das Feuer auszulöschen drohte. Jetzt im Nu sprang der gewaltig erschrockene Jäger von der Pritsche und eilte in bloßen Strümpfen über Stock und Stein seinem heimatlichen Dorfe Zams

zu. Wie er daſelbſt, im Schweiße gebadet und leichenblaſs, angelangt war, warf er noch ſchüchtern ſeinen Blick auf die Hütte zurück, welche in hellen Flammen aufloderte. Am anderen Tage jedoch ſtand dieſe Sennhütte wieder unverſehrt auf ihrem alten Platze, und keinem Bauern fehlte ein Stier, der etwa auf der erwähnten Alpe vergeſſen worden wäre.

---

50. Die Geiſterherde.

„Hiaſa Söpp", Bauer von Außerlangesthei, wollte ſich eines Morgens ſehr früh in die Bergmähder begeben, um aus ſeinem Stadel einen „Zocha" (Fuhre) Heu auf dem Schlitten nach Hauſe zu fahren. Wie derſelbe über den Viehweg der Alpe Albli dahinſchritt, hörte er plötzlich das Schellengeläute herannahender Kühe. Weil es Winter und noch Nacht war, ſo kam dies dem Bauern höchſt ſonderbar vor. Er trat neben den Weg und ließ die Herde Kühe an ſich vorbeiziehen. Als er aber hinter derſelben den Hirten erblickte, ſo fiel er in Ohnmacht, und wie er wieder zu ſich gekommen, ſtand die Sonne bereits am weſtlichen Himmel.

---

51. Meſſeleſende Prieſter.

a) Es war eben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als dem Langestheier Meſsner Folgendes begegnete:

Dieſer Kirchendiener hatte einigemale, wann er des Nachts noch das Gotteshaus beſuchte, um beim ewigen

Lichte Nachschau zu halten, einen Priester bemerkt, der im Messkleide und mit dem Kelche in der Hand unter der Sacristeithüre stand und in das Presbyterium hinausrief, ob kein Ministrant da wäre. Das kam dem Mesner höchst sonderbar vor, und er konnte sich diese nächtliche Erscheinung nicht erklären. Als nun derselbe wiederum wie früher diesen Priester zur Nachtzeit in der Kirche gewahrt hatte, so theilte er den Vorfall dem Herrn Curaten mit. Dieser rieth ihm, er solle, falls sich der genannte Priester nochmals zur nächtlichen Stunde sehen lasse und nach einem Ministranten frage, demselben unbedenklich Folge leisten und ministrieren. Der Mesner hatte den Rath des Curaten befolgt; er diente dem geisterhaften Priester bei der hl. Messe, und als derselbe damit fertig war, so stand er plötzlich schneeweiß vor ihm, bedankte sich höflichst und sagte: „Bei meinen Lebzeiten hatte ich einmal eine Messe, wofür ich das Geld in Empfang genommen, zu lesen vergessen. Das hatte zur Folge, dass ich nach meinem Ableben viele Jahre leiden musste, bis ich jetzt durch dich erlöst worden bin". Darauf verschwand er und wurde von da ab nimmer vom Mesner in der Kirche bemerkt.

---

b) Im Dorfe Mils (bei Imst) waren eines Abends die Nachbarn bei einem Bauern mit dem Auskörnen der Maiskolben beschäftigt. Da hiezu meistens jüngere Leute beiderlei Geschlechtes sich einfinden, so ist die Unterhaltung gewöhnlich auch ziemlich lebhaft und gemüthlich, und Redestoff gibt es in Hülle und Fülle.

Da kommt man auch häufig auf Geiſtergeſchichten, auf Märchen und Sagen zu ſprechen, und das eine weiß dieſes, das andere jenes zum beſten zu geben. Dazumal erzählte eine Weibsperſon, ſie ſei eines Abends in der Kirche geweſen, und ohne daſs ſie es geahnt, habe ſie der Meſsner, der ſie auch nicht beachtet, in derſelben eingeſchloſſen. Sie habe einen großen Theil der Nacht mit beten zugebracht. Um 12 Uhr ſei ein Prieſter, mit dem Meſskleide angethan, aus der Sacriſtei gekommen und zum Altare getreten. Hier habe er ſich umgewandt und gefragt, ob niemand da wäre, der ihm bei der hl. Meſſe dienen könnte. Sie habe aus Furcht geſchwiegen. Da habe er wie gewöhnlich die hl. Meſſe geleſen und ſei dann wieder in die Sacriſtei gegangen.

Wie ein Burſche dieſe Erzählung angehört hatte, ſo dachte er ſich ſogleich: „Morgen abends will ich mich ebenfalls in der Kirche einſchließen laſſen, um zu ſehen, ob wirklich das von der Perſon Mitgetheilte Grund hat; ſo ohneweiters kann ich das nicht glauben“. Gedacht, gethan! — Kaum hatte die Thurmglocke Zwölfe geſchlagen, ſo trat wiederum der geiſternde Prieſter im Meſsgewande aus der Sacriſtei auf den Altar. Hier drehte er ſich um und fragte, ob kein Miniſtrant da wäre, der ihm bei der hl. Meſſe diente. Der Burſche, offenbar eingeſchüchtert und für den Augenblick nicht darauf gefaſst, ſchwieg dazu; als aber jener abermals die gleiche Frage ſtellte, ſo meldete er ſich, trat zum Altare vor und diente demſelben bei der Meſſe. Als der Prieſter dieſe beendet hatte, ſo ſtand er ſofort ſchneeweiß vor dem Burſchen, dankte dieſem herzlichſt für den großen Dienſt, den er

ihm erwiesen, und fügte bei: „Ich habe einmal in der hl. Nacht, obgleich es mir leicht ermöglicht gewesen wäre, keine hl. Messe gelesen; deshalb musste ich nach dem Tode allnächtlich um 12 Uhr so lange eine Messe lesen, bis durch einen günstigen Zufall mir jemand bei der hl. Opferhandlung dienen würde. Und das ist jetzt durch dich geschehen". Darauf verschwand er [1]).

---

52. Die nächtliche Erscheinung.

Der „Kitzhändler" Nikolaus Zauser (ein Bekannter meines Vaters), wohnhaft in dem zu Kappl gehörigen Weiler Perpat, hörte einst, wie er spätabends auf dem Heimwege begriffen war, eine Stimme hinter sich flehentlich rufen: „Klos, Klos!" Dieser schaute um und erblickte vor sich eine verstorbene Person, die er zwar, wie er behauptete, sehr gut kannte, aber niemandem verrieth, wer sie eigentlich war. Dieselbe sagte: „Wenn ich, Klos, noch für 6 fl. Messen zu meiner Erlösung brauche, lässest du dann dieselben für mich lesen?" Klos erwiderte ohne viel Nachdenkens: „Ja". Darauf verschwand die Verstorbene. Seitdem vergiengen viele Jahre. Klos war unterdessen als Arbeiter in Köln beschäftigt, und wie er einmal an einem Zahltage viele blanke Silberstücke in Empfang genommen hatte, da klopfte es in der folgenden Nacht mehreremale an die Thüre der Schlafkammer. Klos hatte den Kameraden, der bei ihm

---

[1]) Über nächtlichen Gottesdienst vgl. Zingerle, Nr. 483 ff. und die Anm. zu Nr. 482.

im Bette lag, geweckt, doch dieſer hörte kein Klopfen. Klos ſtand auf und gieng zur Thüre hinaus. Da ſtand die Verſtorbene, welche ihn früher einmal auf dem Heimwege angeſprochen hatte, wieder vor ihm und fragte ihn: „Klos, läſſeſt du jetzt für mich die hl. Meſſen leſen, die du einſt mir verſprochen?“ Klos bejahte es und hielt auch am folgenden Tage ſein Verſprechen, wodurch die arme Seele erlöst wurde.

53. Der Warnungsruf.

Georg Pöll von Außerſtockach mähte einſt in den ſogenannten Rinnern, das ſind hochgelegene, wilde Bergwieſen. Wie er in der beſten Arbeit war, ſo hörte er zweimal den Ruf: „Jörg, fluich!“ („Georg fliehe!“) Da dachte ſich dieſer: „Wer ruft denn mir in dieſer Einſamkeit, und was will wohl dieſer Ruf bedeuten?“ Als aber bald darauf dieſe Stimme zum drittenmale und zwar ſehr eindringlich erſcholl, da legte Georg in der Anſicht, dem dritten Rufe müſſe man folgen, haſtig die Senſe weg und floh ein Stück von ſeinem Mähplatze fort. Sogleich ſtürzte unter furchtbarem Krachen vom Gebirge eine Felswand gerade auf die Stelle nieder, wo jener gemäht hatte; die Senſe war zertrümmert. Durch den Warnungsruf der armen Seelen, für deren Erlöſung Georg oft und vielmals gebetet hatte, wurde dieſer vom augenſcheinlichen Tode errettet.

54. Das letztemal auf dem Heimgarten.

Ein Außerſtockacher liebte ein Mädchen in Außerlangesthei, das er gern abends beſuchte. Die Mutter

des Burschen aber wollte von dieser Liebschaft nichts wissen, bat und beschwor ihn inständigst, er möge doch diese Person, die ihr ganz und gar missfalle, sich aus dem Kopfe schlagen und für immer deren Haus meiden Indes diese Bitten und Mahnungen, so gut sie auch gemeint waren, blieben auf die Dauer fruchtlos. Da traf es sich, dass die Mutter sterbenskrank wurde. Sie rief ihren Sohn und bestürmte ihn mit den heftigsten Vorstellungen und heißesten Bitten, das genannte Mädchen zu verlassen und niemals mehr zu besuchen. Diese Mahnungen der sterbenden Mutter giengen dem sonst guten Sohne doch zuherzen; er versprach ihr feierlichst, mit jener Person sein Verhältnis auf ewig zu brechen.

Geraume Zeit war verstrichen, und der Sohn hatte das seiner Mutter gegebene Versprechen fleißig gehalten. Das Mädchen jedoch ließ nicht ab, den Burschen, welchen es so innig liebte, auf den Heimgarten einzuladen, und bot alle Mittel auf, denselben wieder an sich zu fesseln. Diese Versuche schlugen auch nicht fehl. Der Bursche hatte eines Abends sich wieder in dem Hause des Mädchens eingefunden und sich mit diesem aufs angenehmste unterhalten. Wie es Zeit zum Aufbruche war, so verabschiedete er sich herzlichst von seiner Geliebten und gieng heimwärts. Als er bei dem Backofen ankam, wo der Weg sich theilt, da kniete, wie er ganz deutlich wahrnahm, mit gefalteten Händen seine Mutter vor dem alten Missionskreuze beim Widum drunten. Voll Angst schlug der Bursche jetzt nicht mehr diesen Weg ein, sondern lief auf den „Kirchplatz" hinauf, über

den „Freithof" und von da auf der anderen Seite hinunter, während die Mutter haſtig beim alten Schulhauſe herüberkam und ihm nachſetzte. Hierauf rannte er mit Leibeskräften — hart hinter ihm her die Mutter — bis zum elterlichen Hauſe (es iſt das unterſte in Außerſtockach, gegenwärtig Eigenthum des J. A. Siegele) und ſprang dort, ohne ſich mehr Zeit zu gönnen, die Hausthüre zu öffnen, auf den Söller hinauf und in die Kammer, während die Mutter bereits unten bei der Thüre ſtand und ihn mit lauter Stimme aufs ernſtlichſte für die Zukunft warnte. Von da ab erſchien der Burſche nie mehr auf dem Heimgarten in Außerlangesthei.

---

55. Der Butz auf dem Nêza.

In einem Maiſäß auf dem Neza (bei St. Gallenkirch) fütterte ein St. Gallenkircher Burſche einige Monate im Frühling und Herbſte das Vieh ſeines Vaters. Während dieſer Zeit wohnte er in dem ihnen gehörigen, im Winter gänzlich verlaſſenen Hauſe, das nahe bei der Stallung ſtand. In dieſer Einſiedelei beſuchte den Burſchen häufig ein Butz und vertrieb ihm durch ſein redſeliges Weſen die Langeweile. Gleich bei ſeinen erſten Beſuchen hatte derſelbe dem Bewohner dieſes Hauſes erklärt, er dürfe ihn über alles Mögliche fragen, und er werde ihm darauf antworten; nur über das Jenſeits oder die Ewigkeit ſolle er ihn mit ſeinen Fragen verſchonen, da er ihm hierüber keine Aufſchlüſſe geben dürfe. Beſonders gern fand ſich der erwähnte Butz zur Zeit des Nachteſſens in der Wohnſtube des Burſchen ein und „ſchwätzte"

mit dieſem über die verſchiedenſten Gegenſtände. Der Butz hatte allmählich den Jüngling ſo liebgewonnen, daſs er jedesmal, wenn dieſer im Spätherbſte mit ſeinem Vieh zuthal nach St. Gallenkirch fuhr, außerordentlich verſtimmt und zu Thränen gerührt wurde. Da traf es ſich einmal, daſs an einem vorgerückten Herbſttag abends der Butz den Burſchen wieder in ſeiner einſamen Behauſung beſuchte und recht gemüthlich mit ihm plauſchte. Bevor er ſich entfernte, rieth er demſelben noch, ja mit ſeinem Mundvorrathe, der bereits auf die Neige gieng, gehörig zu ſparen. Der Burſche hatte eben, da die Zeit ſchon ſehr weit vorgeſchritten war, im Sinne, mit ſeiner kleinen Herde nächſter Tage das Neza zu verlaſſen; doch befolgte er fleißig den guten Rath des Hausgeiſtes und wurde ſo in die günſtige Lage verſetzt, daſs er mit ſeinem kärglichen Mundvorrathe noch eine ganze Woche auskommen konnte. Auch fühlte er bald den Grund, weshalb ihm der Butz dieſen wohlgemeinten Rath gegeben. Denn gleich am folgenden Tage ſchlug die Witterung um, es wurde kalt und windig, und kleine Schneeflocken wirbelten maſſenhaft durch die Luft. Am nächſten Morgen war bereits der größte Schnee gefallen, während es immer noch zu ſtöbern und zu ſchneien fortfuhr, ſo daſs an eine Heimfahrt nicht zu denken war. Als ſich endlich der Himmel wieder klärte und die goldene Scheibe der milden Sonne am blauen Firmamente erglänzte, da war der Burſche ſofort entſchloſſen, dem Neza ſein Lebewohl zu ſagen. Allein dieſem Vorhaben trat noch rechtzeitig der Butz entgegen und erſuchte jenen freundlich, wenigſtens noch zwei Tage bei ihm auszuharren, da ihn

sonst ein schweres Unglück treffen könnte; seine Angehörigen in St. Gallenkirch hätten freilich großen Kummer um ihn. Der Bursche schenkte abermals den Worten des besorgten Hausgeistes geneigtes Gehör und verblieb, wenn auch sehr ungern, noch zwei Tage auf dem Neza. Am dritten Tage frühmorgens endlich erschien der Butz wieder und eröffnete dem traurigen Burschen, dass er jetzt getrost in die Heimat ziehen dürfe, da jede Gefahr für ihn beseitigt sei. Hocherfreut verabschiedete sich nun der Bursche von dem weinenden Butze und trat dann mit seinem Viehe den Heimweg an. Jetzt erst sah er ein, welch furchtbares Unglück ihn mit seiner „Habe" ereilt haben würde, wenn er früher vom Neza aufgebrochen wäre. Denn in dem Tobel, durch den er zog, war da und dort der Weg von Lawinen verschüttet, die von den Berghalden in die Tiefe gestürzt waren. Glücklicherweise waren bereits Männer, im festen Glauben, der Bursche liege mit dem Vieh unter einer Lawine begraben, mit „Pickeln" und Schaufeln von St. Gallenkirch aufgebrochen und hatten soeben den Weg wieder gangbar gemacht, als zu ihrer größten Freude der todtgeglaubte Freund mit seiner Herde unverletzt und gutes Muthes ihnen entgegenfuhr.

---

56. Der Butz im Schattenort.

Es war gegen Ende der Dreißiger Jahre, als ein lediges Frauenzimmer, allgemein bekannt unter dem Namen „Hanslas (oder Hanseles) Maiggi", ein ziemlich einsames Haus im sogenannten Schattenort

(d. i. einem kleinen nur aus vier verstreut gelegenen Häusern bestehenden Weiler am linken Ufer der Ill, gerade der Expositur Gortipol gegenüber) bewohnte. In diesem hielt sich damals ein Butz auf, der sich beitage nicht ungern sehen ließ Heizte das Maiggi den Ofen, so näherte sich der unheimliche, ganz schwarze Mann und wärmte sich beim Feuer; war die Hänguhr in der Wohnstube abgelaufen, so zog er dieselbe auf und zwar auf eine sonderbare Weise. Er ergriff nämlich mit seiner Rechten oben die leere Kette und zog diese in einem Zuge bis auf den Boden, während die andere mit einem Bleigewichte belastete gleichzeitig in die Höhe emporschnellte. Hatte das Maiggi sein natürliches Kind in die Wiege gelegt, so erschien plötzlich der Butz und schaukelte dieselbe, anfangs sanft, allmählich aber so heftig, dass sie umkippte, ohne dass das Kind herausgefallen oder auch nur aus seinem Schlummer erwacht wäre. Das gefiel dem Schwarzmann so sehr, dass er dabei jedesmal in ein lautes Gelächter ausbrach und vergnügt die Stube verließ. Weil das Maiggi den Butz bei diesen Handlungen unbehelligt ließ, ja häufig noch für ihn betete, dass er von seiner Pein erlöst werden möchte, so hatte sie von ihm nicht das Mindeste zu leiden.

Dagegen neckte dieser Butz einen gewissen Schrammel, der unmittelbar nach dem Maiggi das nämliche Haus bezogen hatte, auf alle mögliche Weise, weil derselbe, wenn dieses spukende Wesen sich zeigte, um seine gewohnten Beschäftigungen vorzunehmen, gern heftig schimpfte und fluchte.

57. Der schwarze Mann in der Kammer.

Jakob Konrad von Langesthei, gewöhnlich „Tenga Joggl" genannt, ein frommer Mann († 1851), betete eines Abends vor dem Schlafengehen in der Stube, worin er sich gerade allein befand, sein Nachtgebet. Da gewahrte er auf einmal durch das Fenster auf der gegenüberliegenden Thalseite, unterhalb der Galtalpe Stiel, ein hellaufblitzendes Licht. Weil es mitten im Winter war und man daher nicht wohl annehmen konnte, dass zu dieser Zeit noch spätabends jemand mit einem Lichte im Walde sich befände, so sagte Jakob zu sich selbst: „Das ist der Butz, von dem ich öfter schon gehört habe! Ich möchte alles aufbieten, um diesen zu erlösen, wenn es anders angienge". Hierauf gieng er in seine Schlafkammer und legte sich zu Bette. Doch gar nicht lange dauerte es, so war plötzlich die ganze Kammer hellbeleuchtet, und wie er so vor sich hinblickte, da bemerkte er in derselben eine Menge Schafe und in deren Mitte einen großen schwarzen Mann, der den Arm mit geballter Faust ausgestreckt hielt; an der gegenüberliegenden Wand war eine Hängstelle voll Brot. Da erschrak der gute Jakob derartig, dass er kein Wort an den geisternden Mann zu richten wagte, sondern sich tief unter die Bettdecke verbarg. Er habe auch, wie mir von anderer Seite mitgetheilt wurde, einige hl. Messen lesen zu lassen versprochen, wenn ihm für diesmal nichts Übles begegnete.

Mein Nachbar, der mir diese Sage, die er aus dem Munde des Jakob Konrad selbst gehört hatte, erzählte, glaubte, dieser schwarze Mann dürfte vorzeiten

Schäfer auf der Galtalpe Stiel gewesen sein und sich dort, sei es durch Schafdiebstähle, sei es durch zu große Brotforderungen von den Eigenthümern der Schafe oder durch Ähnliches versündigt haben.

---

58. Der Butz sitzt auf.

Beim Morcabrunna (Marcusbrunnen) am Saume des Pirchacher Waldes gieng voralters ein Butz um. Als einst ein Bauer von Außerstockach spätabends von dem Weiler Pirchach sich nach Hause verfügen wollte und in den erwähnten Wald kam, so setzte sich plötzlich der Butz als centnerschwere Last auf dessen Rücken, und der heftig erschrockene Mann musste denselben tragen bis zum obersten Hause (dem sogenannten Bielerhäusle) des Weilers Innerstockach. Da sagte der Bauer, keuchend und schwitzend unter der Last: „Hier muss ich noch hineingehen und mir die Pfeife anzünden". Der Butz war auf diese Bemerkung abgestiegen und verschwand. Der Mann jedoch blieb in dem „Bielerhäusle" über Nacht und wartete den nächsten Morgen ab, ehe er den kurzen Heimweg antrat [1].)

---

59. Der Butz ohne Kopf.

An dem Wege, welcher von der Langestheier Curatiekirche nach dem Weiler Stockach führt, ist in einer Felsennische hinter „Siegels Stadele" ein Crucifix

---

[1]) Bütze sitzen gern auf und lassen sich tragen. Vgl. oben, Nr. 46 Anm. und besonders Zingerle, Nr. 355 Anm.

angebracht. Auf dieſer Wegesſtrecke ſah man in früherer Zeit beinacht öfters einen Butz in Geſtalt eines großen ſchwarzen Mannes, dem jedoch der Kopf fehlte. Leute, welche des Nachts bei dem erwähnten Stadele vorbeigehen mussten, thaten dies mit bangem Herzen, ja viele ſchlugen einen anderen Weg ein. Der Herr Curat von Langesthei hatte vom Widum aus dieſen Butz häufig beobachtet. Wie er einmal ſpät am Abend durch das Stubenfenſter hinausſchaute, da kam der Butz gerade von dem Crucifixe gegen Siegels Stadele. Da dachte ſich der Curat: „Warte, Butz, jetzt will ich dich zurücktreiben oder allenfalls erlöſen!“ nahm ein großes Buch unter den Arm und verließ raſch ſeine Wohnung. Als aber der Butz ſchon bei dem Kirſchbaume neben dem alten Schulhauſe daherſchritt, ſo überkam den Curaten ſofort große Furcht, dass er eiligſt wieder in den Widum lief und von da ab nimmer ſich mit dem Gedanken trug, dieſen Butz zu erlöſen [1]).

60. Die drei ſchwarzen Männer.

Der Herr Curat Pöſchl, welcher von 1844—1854 die Seelſorge von Langesthei verſah, hatte in der Nacht dem Johann Lechleitner von Innerſtöckach die Seele ausgeſegnet und ſich dann auf den Heimweg begeben. Als er bei „Siegels Stadele“ angelangt war, ſo bemerkte er auf der Stelle, wo der Weg ſich theilte, drei große ſchwarze Männer. Wie er ſich der Weg-

[1]) „Geiſter erſcheinen oft ohne Kopf oder tragen denſelben unter dem Arm“ Zingerle, Nr. 357 Anm.

ſcheide näherte, ſchlug der eine Mann den Weg nach dem „Freithofe“ ein der andere ſtieg auf den Kirſchbaum, der beim alten Schulhauſe ſtand, hinauf, während der dritte unten beim Widum vorbeigieng. Todtenblaſs rannte Pöſchl in den Widum und getraute ſich nicht mehr, die Schlafkammer aufzuſuchen, ſondern die Häuſerin muſste ihm Strohſack und Bett in die Wohnſtube zum Schlafen ſchleppen. Von der Zeit an muſste ſtets jemand den genannten Curaten, wenn er in der Nacht Schwerkranke beſuchte, bis in den Widum zurückbegleiten.

---

61. Der nächtliche Mäher.

Bei hellem Mondſcheine in der Nacht begab ſich vorzeiten ein Bauer von Außerlangesthei nach dem Abendeſſen noch in ſeine unweit der Häuſer gelegene Wieſe, die ſogenannten Böda, um dort zu mähen. Nachdem er eine Zeitlang dieſer Arbeit obgelegen, ſo erſchien im Mahde ein fremder Mann, verſehen mit Senſe, Kumpf und Wetzſtein, und fieng ebenfalls an zu mähen. Da dachte ſich der Bauer: „Wer mag wohl dieſer mir gänzlich unbekannte Menſch ſein, der mir heute zu ſo ſpäter Stunde bei der Arbeit behilflich iſt?“ und „mähte voran“. Der Fremde aber mähte ſo raſch jenem nach, daſs dieſer ſich ungemein beeilen muſste, um nicht, wie man ſagt, „ausgemäht“ zu werden. (Auffallend iſt, daſs keiner von beiden ein Wort zum anderen ſprach.) Wie es beim Morgengrauen vom Thurme der nahen Langesthaier Kirche zum Ave läutete, ſo war dieſer fremde Mäher auf einmal verſchwunden. Da erſt bemerkte der

Bauer, daſs, wo jener gemäht hatte, alles Gras ſtehen geblieben war. Jetzt war er überaus froh, ohne Schaden davongekommen zu ſein, wagte es jedoch ſpäter nie mehr, bei der Nacht auf dem Felde zu arbeiten [1]).

62. Der Mann auf dem Baume.

„Söppa Jörg“ († vor etwa 10 Jahren) von Sinſen (unweit Kappl) war mit einem Kapplerberger frühmorgens im Begriffe den Weg nach dem „G'fäll“ einzuſchlagen. Beim ſogenannten ſpitzigen Stein, der etwa 1½ km ſüdlich vom Weiler Holdernach ſteht, trat Jörg abſeits, während ſein Gefährte in der Meinung, derſelbe habe ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen, langſam vorangieng und ſich dabei die Pfeife ſtopfte und anzündete. Als geraume Zeit verſtrichen war und Jörg nicht nachfolgte, ſo kehrte der Kapplerberger wieder bis zum ſpitzigen Stein zurück und rief: „Jörg, Jörg, wo biſt du denn ſo lange?“ Wie er etwas Nachſchau hielt, ſo erblickte er denſelben zuoberſt auf einer hohen Tanne. Auf die Frage, wie er denn da hinaufgeklettert ſei, erwiderte Jörg, nachdem er heruntergeſtiegen war, es habe ihn ein warmes Lüftchen angeweht und von da an habe

[1]) Die Nacht iſt keines Menſchen Freund und gehört den Geiſtern; daher ſoll man nicht ohne große Noth beinacht auf dem Felde arbeiten. Selbſt die Fenſter der Schlafkammer des Nachts offen zu laſſen oder durchs Fenſter hinauszuſchauen gilt vielfach im Paznaun als „unglückſom“ (nicht geheuer). Vgl. Zingerle, Nr. 318 ff. und die Anm. zu 318.

er ganz die Besinnung verloren, so dass er nichts mehr wisse, was mit ihm geschehen [1]).

63. Der brennende Kohlensack.

Der Langestheier Müller, Franz Pöll, war eines Abends vom „G'fäll" hereingekommen und kehrte kurze Zeit im Wirtshause Wald zu. Da dachte er sich: „Heute besuche ich noch ein wenig die Sailers in Holdernach; sie haben mich ja schon öfters eingeladen". Wie Pöll auf Falbeles-Egg kam, schwebte über die alte Thalstraße, eine merkwürdige Erscheinung die vorn (gegen Pöll) wie ein riesig großer Kohlensack aussah, aus dem hinten wie aus einem Backofen ein gewaltiges Feuer brannte. Jetzt spürte der Müller keine Lust mehr, nach Holdernach in den Heimgarten zu gehen, sondern schlug eine andere Richtung ein, dem Weiler Angerhof zu. Als er in dessen Nähe war, so blickte er nochmals nach der Erscheinung um. Da loderte im Holdernacher Tobel ein fichtenhohes Feuer zum Himmel empor [2]).

64. Der Butz beim Glitter Brunnen.

Dieser befindet sich unweit des Wirtshauses zum G'fäll an der alten Thalstraße im Walde, hat sehr gutes Quellwasser, doch gehen die Leute beinacht deshalb an ihm scheu vorüber, weil dabei ein Butz spuken soll.

[1]) Bis zum spitzigen Stein erstreckte sich der Spuk des „Falbelers". Vgl. über diesen Nr. 66 Anm.

[2]) Dieses Feuer war der „Falbeler", der sich in allerlei Gestalten wandeln konnte. Vgl. Nr. 66 Anm.

Anton Hauser, mein Oheim, war in den Fünfziger Jahren bei der Nacht durchs G'fäll hereingekommen, und wie er beim erwähnten Brunnen vorbeigehen wollte, so hörte er oberhalb desselben ein Geräusch, und sogleich flatterte ein großer schwarzer Vogel auf seine Mütze und zerkratzte ihm das Gesicht. Erschrocken lief Anton weiter, doch dieser unheimliche Vogel flog ihm bald voran, bald nach, bis er an die Stelle kam, wo eine kleine Kapelle steht und ein Seitenweg von der Straße nach See abzweigt. Anton, am ganzen Leibe zitternd, wagte es nicht mehr, in die Heimat nach Außerlangesthei zu gehen, sondern kehrte in einem benachbarten, ihm gutbekannten Hause des Weilers Lahngang ein und wartete daselbst auf den nächsten Morgen.

65. Irregeführt.

Zwei Stockacher, welche während des Sommers in der Schweiz als Maurer gearbeitet hatten, kehrten im Spätherbste mit dem ersparten Gelde in ihre liebe Heimat zurück. Schon waren sie dieser ganz nahe, als quer über den Weg, welcher durch die Hutweide auf Reasa nach Stockach führt, ein langer breitästiger „Taschabom" (Fichte) lag. Der eine Maurer, der rechts von diesem Baume vorübergegangen war, kam glücklich nach Hause, während der andere, welcher links demselben ausweichen wollte, derart „verführt" (irregeführt) wurde, dass er frühmorgens beim Aveläuten zuoberst auf dem „Schwarzschrofen" saß, von wo er eine gute halbe Stunde nach Stockach zu wandern hatte [1]).

[1]) Bütze führen die Leute bei der Nacht (vgl. über diese als

66. Das gefährliche Jauchzen.

a) Etwa zu Anfang dieses Jahrhunderts gieng ein Bauer von Innerstockach (Langesthei), namens Peter Mair, an einem Sonntag abends in seinen Bergwiesenstadel schlafen, um am nächsten Morgen recht zeitig bei der Arbeit zu sein. Wie es tiefe Nacht war, da jauchzte es hoch oben im Gebirge. Peter erwiderte das Jauchzen. Bald darauf jauchzte es wieder auf der Alpe Albli droben. Der Bauer antwortete abermals mit Jauchzen. Kaum war dies geschehen, so jauchzte es zum drittenmale und zwar unmittelbar vor der Stadelsthüre. Da erschrak Peter Mair gewaltig und versprach viel Geld zu guten Werken, wenn ihm nichts Schlimmes widerführe. Diesmal kam der genannte Bauer mit heiler Haut davon, faßte aber den ernstlichen Vorsatz, nie mehr an einem Sonntag abends sich zur Ruhe in seinen Bergwiesenstadel zu verfügen.

---

b) Schlimmer ergieng es der Stockacher Marianna Lindenthaler. Ihr Bruder Josef während des Sommers Maurer in der Schweiz, hatte im Spätherbste den Tag seiner Ankunft in der Heimat seinen Angehörigen brieflich mitgetheilt. Daher gieng demselben genannte Schwester in Begleitung ihres jüngeren Bruders Alois eine Strecke

---

feindliche böse Gewalt Zingerle, Nr. 313 Anm.) gern irre. So „verführte" der G'säßbutz die Langestheier Josefa und Francisca Pircher in den Bergwiesen, wie sie in einen etwas fernstehenden Heustadel schlafen gehen wollten, derart, daß sie frühmorgens von dem weit oben auf der Alpe Spidur gelegenen Münschen herabkamen. Vgl. auch oben, Nr. 62.

Weges entgegen. Als beide auf der sogenannten Angerer Platte, wo es wegen des „Falbele"-Butzes, der daselbst öfter zur Nachtzeit umgieng, nicht recht geheuer war, sich befanden, so sagte Marianna zu Alois: „Jetzt jauchze einmal!" Der Bruder aber erwiderte: „Das wage ich hier nicht zu dieser Stunde" — es war nämlich bereits dunkle Nacht. Da jauchzte die Schwester, dass die Felsen wiederhallten. Das musste Marianna theuer büßen; denn sofort wurde ihr von unsichtbarer Hand der Kopf umgedreht, so dass das Gesicht über den Rücken hinabsah. Die Folge davon war, dass das arme Mädchen schwer erkrankte und nach einigen Tagen starb [1])

67. Der Butz im Plattiger Wald.

Etwa 2 km außerhalb des Dorfes Kappl ist der Plattiger Wald, durch den die alte Thalstraße geht. Allgemein ist das Gerücht verbreitet, dass es in diesem

[1]) Eine andere Jauchzerin wurde bei einem ähnlichen Anlasse von dem Falbeler über den Gipfel einer hohen Fichte hinausgeschleudert.

Der alten „Kuchlers" von Kappl, welche in aller Frühe nach Maria Einsiedeln wallfahrten wollte, zeigte sich der Falbeler im Holdernacher Tobel als Ross, das sich auf der Straße bald auf- bald abwärts wälzte, so dass die genannte Person nicht vorübergehen konnte. Erst wie das Aveläuten im Weiler Holdernach ertönte, verschwand dieses Geisterross. — Der „Falbeler" hat seinen Namen von dem zwischen Holdernach und Sefleleben gelegenen Ried Falbele, wo er gewöhnlich spukte. Vgl. über ihn auch die Sagen in Nr. 62, 63, 68.

Walde beinacht nicht „gluckſom“ (geheuer) ſei, da ein Butz, der ſich zuweilen auch in verſchiedene Thiergeſtalten wandle, daſelbſt umgehe. Als früher einmal ein Kapplerberger ſehr zeitig — es war nach Mitternacht — auf den Beinen war, um ſeine Rinder aus der Alpe Fimba (bei Iſchgl) zu holen, und der Weg ihn durch den erwähnten Wald führte, da begegnete demſelben zuerſt ein „Tſchuppa“ (Hauſe) Katzen, die, abſcheulich miauend, hart an ſeinen Füßen vorbeiliefen. Als die „Schmalfüße“ ſich entfernt hatten, ſo kam dem Manne eine Schar Hunde entgegen, die heftig knurrten und gegen ihn die grimmigen Zähne fletſchten. Doch auch dieſe unheimlichen „Köter“ giengen an demſelben vorüber, ohne ihm das geringſte Leid zuzufügen. Schließlich rannte dem Kapplerberger noch eine „Burſcht“ (Schar) Schweine in den Weg und wollte ihm dieſen verſperren. Voll Angſt und Schrecken ſtand der arme Mann, der ſich ſonſt nie in ſeinem Leben gefürchtet hatte, rathlos da und wuſste ſich anfangs nicht zu helfen. Plötzlich fiel ihm ein guter Gedanke bei, der ihn aus der ſchrecklichen Lage befreite. Er betete nämlich das Evangelium des hl. Johannes: „Im Anfange war das Wort . . “. Wie er zu der Stelle: „Und das Wort iſt Fleiſch geworden“ kam, da ſtoben die Schweine, furchtbar grunzend, auseinander und waren im Nu verſchwunden [1]).

[1]) Vgl. die Anm. zu Nr. 28.

68. Das Geisterrind.

Ein Bursche aus Sessleben (See) war nach Langesthei zu Mädchen in den Heimgarten gegangen. Wie derselbe auf dem nächtlichen Rückwege bei der kleinen Schmiede angelangt war, wo gerade der Bergpfad in die alte Thalstraße ausmündet, kam über diese von dem nahen Weiler Holdernach her ihm ein Rind entgegen. Der Bursche dachte sich: „Dieses Rind hat entweder jemand abends in den Stall zu treiben vergessen, oder es ist — weiß Gott wie — aus demselben entlaufen". Dann trieb er das Rind bis hart vor den erwähnten Weiler zurück, was dasselbe sich auch gerne gefallen ließ, und gieng hierauf in entgegengesetzter Richtung wieder seinen Weg weiter. Alsbald jedoch war das Rind umgekehrt und lief dem Burschen wieder nach. Dieser jagte es, obwohl es sich jetzt etwas sträubte, nochmals zurück. Als aber dasselbe bald darauf dem Burschen zum drittenmale entgegenrannte und sich nimmer zurücktreiben ließ, da eilte derselbe voll Angst über Hals und Kopf — hart hinter ihm her folgte das unbändige Thier — seiner Heimat zu, rannte bei der Hausthüre hinein und schloss diese zu. Daraufhin verfiel er in eine schwere Krankheit, von der er nur langsam genas. Der „Falbeler" Butz hatte sich in dieses Rind gewandelt [1]).

69. Der Butz in Visniz.

In Kappl wirkte einmal ein Geistlicher, dessen größtes Vergnügen es war, in aller Frühe auf den

[1]) Über den „Falbeler" vgl. oben, Nr. 66[b] nebst der Anm.

Hahnenbalz zu gehen. Als Standort dazu wählte er mit Vorliebe das Gebirgsthal Visniz, das unfern des Dorfes Kappl auf dem jenseitigen Ufer der Trisanna liegt. An einem Sonntage sagte derselbe wieder einmal zu einem Burschen, der ihn gewöhnlich zu begleiten hatte: „Morgen früh begeben wir uns auf den Hahnenbalz". Der Begleiter war damit vollkommen einverstanden. Vor Tagesanbruch waren beide in dem genannten Thale angelangt. Damals war es sehr frostig, und als sie geraume Zeit auf dem Anstande gewesen, sagte der Geistliche nicht ohne Lächeln: „Du holst uns jetzt dürres Reisig zu einem Feuer, damit wir uns die fröstelnden Glieder wärmen können, und ich werde unterdessen den Butz rufen!" Gesagt, gethan. — Als sofort der Butz erschien, rief der Geistliche: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn". Jener aber erwiderte: „Ich will ihn weder loben noch schelten". Sodann verschwand er wieder. Nachher erklärte der Geistliche, von dem Burschen nach dem Bewandtnis mit diesem Butze befragt, dass derselbe nicht zu erlösen sei.

70. Der Butz mit dem feurigen Marksteine.

Ein Bauer aus Kappl gieng in gehobener Stimmung des Nachts heimatwärts. Auf dem Wege, der durch Wiesen führte, bemerkte derselbe einen großen schwarzgekleideten Mann, der, mit einem feurigen Marksteine in der Hand, zu wiederholtenmalen rief: „Wohin damit?" Der Angeheiterte antwortete schließlich: „Du Narr, dahin, wo du ihn hergenommen hast!" Und von der Zeit an wurde der butzende Mann nicht mehr gesehen.

Ähnlich ist folgende mir gleichfalls im Paznaun erzählte Sage:

In Grins (bei Landeck) musste eine Magd während der Nacht bei trockener Jahreszeit öfter die Wiesen bewässern. Bei dieser Arbeit erschien ihr nicht selten ein großer schwarzer Mann, der im Mahde hin und her, auf und ab gieng, mit einem feurigen Markſteine in der Hand, und laut rief: „Wohin damit?“ Das Mädchen erschrak darob allmählich heftig und theilte daher den Vorfall dem Herrn Curaten mit. Dieser versprach ihr ein schönes Gebetbuch, wenn sie den Muth hätte, dem allenfalls unter gleichen Umständen sich wiederzeigenden Geiste auf seine Frage zu entgegnen: „Wo du ihn herhast!“ Die Magd hatte den Rath des Curaten befolgt, und sogleich stand der Butz in weißem Gewande vor ihr zum Zeichen seiner Erlösung [1]).

71. Die entlarvten Bütze.

In Fließ (bei Landeck) wohnten einst in einem Doppelhause, das ost- und westwärts einen Eingang hatte, zwei Nachbarn, welche miteinander in staunenswerter Eintracht lebten, dass sie der Herr Pfarrer Alois Maß († 1845) den übrigen Bewohnern häufig zur Nachahmung empfahl. Als nun dieselben eines seligen Todes, wie alle fest glaubten, gestorben und noch vom Pfarrer öffentlich am Grabe belobt worden waren, da

[1]) Vgl. Zingerle, Nr. 360, 363, 381—384, Vonbun-Sander, S. 118 f.

dauerte es nicht lange, so bemerkte man vom Fenster eines Hauses im Dorfe aus auf einer nahen Wiese des Nachts zwei schwarze Männer, welche miteinander heftig stritten und mit Feuerbränden sich gegenseitig schlugen, dass die Funken davonstoben. Dieses Ereignis ward schnell im Dorfe ruchbar, und daher fanden sich abends in dem genannten Hause immer mehr Leute ein, um diese Bütze zu beobachten. Alsbald hatte bei der Bevölkerung die Meinung platzgegriffen, diese zwei so friedlichen Nachbarn müssten bei der Bestimmung der Grenzmarken in heftigen Streit gerathen sein und sich so verfehlt haben, weshalb der Pfarrer mit Unrecht diese zwei Männer ihnen so oft als Muster des Friedens vorgestellt. Selbstverständlich verbreitete sich das Gerücht auch im Widum, und der Pfarrer begab sich in Bälde in das erwähnte Haus, um sich von der Sache zu überzeugen. Als es abends 9 Uhr schlug, so erschienen wieder diese schwarzen Männer in der Wiese und zerschlugen einander mit ihren feurigen Markpfählen tüchtig die Köpfe. Da bemerkte der Pfarrer: „Nun gut, ich will jetzt zu diesen Bützen hingehen und sie ansprechen; einige Männer von euch müssen mich begleiten". Sogleich trat er, von mehreren gefolgt, zu jenen hin und beschwor sie, im Namen des dreieinigen Gottes zu erklären, wer sie wären. Dieselben erwiderten, sie seien Teufel, die diesen Spuk verübten, um jene zwei Nachbarn, die so einträchtig und friedlich miteinander gelebt, nach deren Tode bei dem Volke zu verdächtigen und dasselbe dadurch zur Sünde zu reizen. Dies aber war das letztemal, dass man die genannten Bütze beobachtete.

72. Das Mädchen mit den Bändern.

Zwei Flirſcher Wildſchützen giengen eines ſchönen Herbſttages in das Thal Verwall, um Gemſen zu ſchießen. Auf dem Rückwege in die Heimat beſchloſſen beide, weil es bereits Nacht war und ſie bis nach Hauſe noch mehrere Stunden zu laufen gehabt hätten, in der nahen Alpe Verwall zu übernachten. In kurzem waren ſie in der bereits verlaſſenen Sennhütte angelangt und ſchürten ſich auf dem Herde ein luſtiges Feuer, an dem ſie ſich wärmten. Sodann langten ſie den Reſt ihres Mundvorrathes aus der Weidmannstaſche hervor und verzehrten ihn. Hierauf ſtopften ſie ihre Pfeifen, denen ſie in Bälde einen tüchtigen Qualm in die Luft entſteigen ließen, und waren gerade in einem Geſpräche über mancherlei Verhältniſſe begriffen, als plötzlich ein ſchönes Mädchen bei der Thüre der Hütte hereinſchritt, auf ſie zugieng und ihnen ein Bündel Bänder vorhielt. Da die Wilderer ihr die Bänder nicht abnahmen, ſo gieng ſie wieder traurig und niedergeſchlagen, ohne ein Wort zu reden, fort. Jenen ſtieg ſofort der Gedanke auf, daſs es mit dieſem Mädchen nicht recht geheuer ſein könnte, daher theilten ſie, wie ſie wieder in der Heimat waren, den Vorfall dem Herrn Curaten mit. Dieſer rieth ihnen, ſie ſollten, wenn ſie wieder einmal auf der Jagd zufällig in jener Hütte über Nacht blieben, dem Mädchen, falls es abermals erſchiene, die Bänder ohne Bedenken abnehmen. Nach Verlauf mehrerer Wochen begaben ſich die zwei Burſchen wiederum auf die Jagd und ſprachen auf der Rückkehr in der genannten Sennhütte zu. Als ſie beim lodernden Feuer ſaßen, kam wieder das Mädchen

bei der Thüre herein, trat vor sie und hielt ihnen das Bündel Bänder vor. Da nahm es derselben einer ab, und sogleich stand sie schneeweiß vor ihnen und sagte: „Vor vielen Jahren bin ich hier in dieser Alpe Sennerin gewesen und habe einmal an einem sogenannten „Zontage“ frühmorgens einem Bauern, weil dieser mir schöne Schuhbänder versprach, wenn ich ihm viel „Zon“ melkte, die Kühe nicht vollständig abgemolken. Und das war der Grund meines hiesigen Leidens“ [1]).

---

73. Der blasse Geliebte.

Mit Beginn des Frühjahrs wandern viele Paznauner, Männer und Jünglinge, in die benachbarte Schweiz, um dort vorzugsweise als Maurer Arbeit und Erwerb zu finden. So nahm denn auch ein Bursche, im Begriffe die Reise zu Fuß anzutreten, von seinen lieben Angehörigen herzlichen Abschied. Mit seiner Geliebten, welche ihn eine Strecke Weges begleitet und sein Felleisen („Faleisa“) getragen hatte, verabredete er auf einen gewissen Tag an einem bestimmten Orte ein Stelldichein. Denn nicht selten machen Verwandte oder Freundinnen gelegentlich einmal im Sommer (besonders zu Pfingsten) eine Wallfahrt, meistens nach dem zunächst gelegenen Einsiedeln, wobei sie dann ihre lieben Bekannten aufsuchen. Obgenanntes Mädchen traf, freilich erst spätabends und nach langem Warten, seinen Geliebten an dem verabredeten Orte, doch schien derselbe ihr sehr blass,

---

[1]) Vgl. eine ähnliche Sage bei Vonbun-Sander, S. 120d.

ungemein niedergeschlagen und traurig und sprach äußerst wenig. Wie sie eine Strecke Weges zurückgelegt hatten, kamen sie auf einen Friedhof. Hier hieß der Mann die Geliebte eine Weile warten, während er in die Kirche gehen müßte, um darin etwas zu beten. Es war bereits Nacht, und hell leuchtete der Mond. Als geraume Zeit verflossen war, ohne daſs der Geliebte aus der Kirche zurückkehrte, so fand dies das Mädchen bedenklich und wandte sich zu dem in der Nähe wohnenden „Sigrist", um demselben den ganzen Sachverhalt anzuvertrauen. Dieser entgegnete ihr: „Mein gutes Mädchen, der Mann, von dem du sprichst, ist vor kurzem gestorben und liegt hier begraben. Geh nur recht schnell wieder auf den Friedhof hin, lasse dort deinen Unterrock fallen und liegen und eile hastig zurück, sonst könnte es dir übel bekommen". Das Mädchen that, was ihm befohlen worden, und am anderen Tage frühmorgens sah man die Lappen des zerrissenen Unterkleides an den Todtenkreuzen hangen [1]).

74. Der Geliebte am Kammerfenster.

Zwei ledige Personen hatten miteinander ein trautes Verhältnis, und der Geliebte besuchte sein Mädchen, das gar ferne von ihm wohnte, manchmal des Abends. Als derselbe einmal längere Zeit ausgeblieben war, so wurde das Mädchen traurig und ängstlich und meinte, der Geliebte habe sie verlassen. Da leuchtete der Mond in

[1]) Ähnliche Sagen sind über ganz Deutschland verbreitet. Vgl. Zingerle, Nr. 482—485 nebst der Anm.

einer Nacht sehr hell, und der Geliebte erschien am Kammerfenster des Mädchens und weckte dieses. Wie es sich im Bette erhob, rief jener aus:

„Ach, wie scheint der Mond so hell,
Ach, wie reiten die Todten so schnell!
„Schätzeli", fürchtest du dich nichts?"

Als das Mädchen erwiderte: „Nein", so packte er dasselbe und zerriss es wie das „G'strüpp in der Sunna", d. h. zu Laub und Staub. Der Geliebte war nämlich während seiner längeren Abwesenheit gestorben.

---

75. Das Weiblein im G'fäll.

In den Siebziger Jahren, als in Kappl die Blattern herrschten, musste ein Frauenzimmer, namens Francisca Pfeifer, in tiefer Winternacht nach Landeck in die Apotheke eilen, um aus derselben für den Herrn Arzt verschiedene Kräuter zu Arzneien zu holen. Eine kleine Strecke außer dem G'fällgasthause, ungefähr 20 Minuten vor dem berühmten Trisanna-Viaducte, bemerkte genannte Person einige Schritte oberhalb der Straße ein Weiblein. Die Pfeifer gieng etwas weiter, drehte sich aber bald in ihrer Neugier wieder um und sagte zu dem Weiblein, es solle sich beeilen und mit ihr gehen. Auf diese Aufforderung hin lief aber dasselbe über eine schneefreie Halde hinauf. Der Pfeifer, welche sonst nicht leicht eine Furcht anwandelte, fiel dies auf und beschleunigte ihre Schritte. Wie sie sodann über die G'fällbrücke geeilt war und zu der Ruhebank, bei der ein Crucifix und ein Gemälde angebracht sind, kam, da kniete dieses Weib-

lein auf der genannten Bank und betete. Die Pfeifer erschrak gewaltig darüber und rannte, ohne ein Wort zu reden, weiter. Als sie jedoch bald darauf verstohlen zurückblickte, schritt das Weiblein durch den Wald hinauf und weinte heftig. Das war offenbar, wie sich erwähnte Person nicht nehmen ließ, eine arme Seele, die der Erlösung nahe war. Hätte die Pfeifer etwa den im Paznaun allgemein üblichen Gruß „Gelobt sei Jesus Christus!“ zu diesem auf der Ruhebank knienden Weiblein gesprochen, so würde es wahrscheinlich erlöst worden sein. Dieses butzende Weiblein soll früher auch manchmal von anderen Personen beinacht im G'fäll gesehen worden sein.

---

76. Die umgehende Wöchnerin.

Zunächst hinter der schönen großen Kirche des Dorfes Kappl und hart an der alten Thalstraße steht ein Haus, das ehemalige „Augustina-Haus“, von dessen Stubenfenstern aus man sehr gut auf die innere und obere Seite des „Freithofes“ sieht. In jenem fanden sich häufig fröhliche junge Burschen ein, um den hübschen Haustöchtern ihre Besuche abzustatten und sich mit ihnen zu unterhalten. Eines Abends waren wieder mehrere in dem erwähnten Hause auf dem Heimgarten versammelt, wo es recht gemüthlich hergieng. Es wurde gescherzt und gelacht, gesungen und getanzt. Da blickte von ungefähr ein Bursche zum Fenster hinaus und bemerkte, wie ein Weiblein aus dem Grabe stieg und über dieses ein weißes Leintuch breitete. Sodann schritt es ziemlich hastig bei der Kirche hinauf und über das „Mesner-

egg“ hinaus, wo es den Blicken der Zuſchauer entſchwand. Da ſagte einer aus der Geſellſchaft: „Ich glaube nicht, daſs jemand von uns ſich jetzt getraute, das Leintuch vom Grabe zu holen“. Alle ſahen einander fragend an. Über einer Weile bemerkte ein Burſche: „Fürwahr, ich habe den Muth dazu!“ lief zum Grabe hin und brachte das Leintuch in die Stube. Indes gab man bei den Fenſtern fleißig acht, ob etwa das Weiblein auf den Freithof zurückkehren möchte. Nicht allzu lange dauerte es, ſo erſchien dasſelbe wieder auf dem Meſsneregg, ſtieg hinab in den Freithof zum Grabe, und wie ſie das Leintuch nicht mehr vorfand, blickte ſie eine Zeitlang herum und ſchritt dann eilfertig dem Auguſtinahauſe zu. Wie dies die Burſchen ſahen, warf ſogleich einer das Leintuch zum Fenſter hinaus. Das Weiblein hob dasſelbe auf, ſagte aber voll Ernſt: „Gut, daſs ich nicht in die Stube ſelbſt habe gehen müſſen, um das Leintuch zu holen; dann hätte ich den frevelhaften Burſchen in Stücke zerriſſen. Dergleichen, Buben, thut ja nie mehr in eurem Leben!“ [1]).

77. Die Leiche.

In dem hochgelegenen Paznauner Alpendorfe Galtür war es früher Brauch, daſs, wenn eine männliche

[1]) Dieſe Wöchnerin entſtieg dem Grabe und eilte dem Weiler Perpat zu, um ihr Kind zu pflegen. Im Paznaun war es früher üblich, den verſtorbenen Müttern zu dieſem nächtlichen Gange ein Paar Schuhe mit in den Sarg zu geben. Daſs ſolche Wöchnerinnen kommen, ihre Kinder zu pflegen, wird auch anderwärts erzählt. Vgl. hierüber die Belege bei Zingerle, S. 600 Nr. 62; ähnliche Sagen finden ſich dort auch in den Nr. 496 ff.

Leiche im Hause lag, Mannsbilder, bei einer weiblichen hingegen Weibsbilder des Nachts wachten und zu einer gewissen Stunde, gewöhnlich um 11 Uhr, für dieselbe beteten. Nun geschah es, dass ein lediges Frauenzimmer starb und die Reihe an die Jungfrauen kam, bei der Verstorbenen Nachtwache zu halten. Da beschlossen drei Burschen, den Mädchen bei diesem Wachen gewaltige Furcht einzujagen. Einer führte den verabredeten Plan aus, während die beiden andern die Mädchen in gewisser Entfernung beobachten sollten. Der Bursche legte nämlich in der Dämmerung, als die Jungfrauen sich noch nicht bei der Leiche eingefunden hatten, dieser heimlich einen Bindfaden um den Arm, knüpfte denselben daran fest und warf dessen anderes Ende zum geöffneten Fenster hinaus, worauf er sich hastig entfernte. Wie nun die Mädchen, nachdem sie das übliche Gebet für die Seele der Dahingeschiedenen verrichtet, bei Speise und Trank sich gemüthlich unterhielten, zog auf einmal der erwähnte Bursche vor dem Fenster draußen an der Schnur, so dass es der Leiche den angebundenen Arm in die Höhe hob. Sofort bemerkten dies die Mädchen und erschraken derartig, dass alle in größter Bestürzung auf- und davonliefen und sich an der Thüre nahezu die Köpfe einrannten, weil ein jedes von ihnen zuerst das Haus verlassen wollte. Darauf erhob sich die Leiche wirklich von ihrem Lager, lief dem Burschen, der genannten Unfug getrieben, nach und zerriss ihn, während sie den beiden andern ernstlich drohte, sie im Wiederholungsfalle ebenso zu bestrafen [1]).

[1]) Vgl. Zingerle, Nr. 428.

78. Das Kegelscheiben.

a) Ein Burgfrieder Knabe hatte in dem benachbarten Walde Reisig gesammelt und war mit seinem Bündel bis unmittelbar vor das Schloss Wiesberg, das hart am Eingange ins Paznaun liegt, gekommen. Daselbst sah er zu seiner größten Verwunderung eine Kegelbahn, auf der mehrere schwarzgekleidete Herren spielten. Diese winkten ihm, ohne ein Wort zu sprechen, er solle ihnen die Kegel aufsetzen und die Kugel herausrollen lassen. Der Knabe dachte sich: „Nu, das sind gewiss Landecker Herren, welche mir für das Kegelaufsetzen nicht sonderlich viel geben würden; gleichwohl will ich denselben auf kurze Zeit diesen Gefallen erweisen". Dann setzte er den Herren eine geraume Zeit hindurch die Kegel auf, ohne dass sie ihm einen Heller dafür bezahlt hätten. Das verdross den Knaben sehr, so dass er leise zu sich sagte: „Noch während ein paar Spiele unterziehe ich mich dieser Mühe, und dann entferne ich mich". Die Herren schoben weiter, doch bald war das Spiel zu Ende. Jetzt deuteten sie dem Knaben, er solle Kugel und Kegel als Entschädigung für seine Mühewaltung mit nach Hause nehmen. Derselbe aber dachte sich: „Was soll ich mit diesem lumpigen Kegelspiel anfangen? Das hilft mir zu nichts!" und, darauf vollständig verzichtend, gieng er fort. Da hörte er es im Schlosse drinnen laut und heftig weinen, und als er nochmals nach demselben umblickte, war von der Kegelbahn und den Scheibern nicht die geringste Spur mehr sichtbar.

Da von dem genannten Schlosse noch jetzt die Sage

geht, es liege darin ein goldenes Kegelspiel als Schatz, den bisher noch niemand gehoben, vergraben, so dürfte sich für den Knaben das angenommene Geschenk wahrscheinlich in lauter Gold verwandelt haben.

---

b) Ein Tobadiller Knabe hütete anfangs Frühling auf der Halde südwestlich von Wiesberg die Ziegen. Wie er zufällig einmal zur Schlossruine kam, so winkten ihm drei Herren und ersuchten ihn, er möchte ihnen eine Zeitlang die Kegel aufsetzen und beide Kugeln herausrollen lassen. Der Hirte entschuldigte sich und entgegnete, er müsse die Ziegen hüten; doch als jene ihm versicherten, dieselben würden sich nicht verlaufen, so willfahrte er dem Wunsche dieser ihm völlig unbekannten Herren, welche beim Scheiben in Bälde sich sehr ereiferten und miteinander zu streiten und zu zanken anfiengen. Nach Beendigung des Spieles sagte ein Herr zum Knaben, er möge Kugeln und Kegel als Lohn fürs Aufsetzen sich aneignen. Da dachte derselbe: „Wozu brauche ich dieses Kegelspiel? Damit kann ich ja nichts machen. Nur einen Kegel — Kugeln und Kegel waren nämlich sehr hübsch — will ich für meine kleine Schwester als Puppe mitnehmen". Als jedoch der Hirtenknabe diesen Kegel einige Zeit bei sich herumgetragen hatte, ward er sehr schwer und zu lauterem Golde [1]).

---

[1]) Von goldenen oder silbernen Kegeln ist in Schatzsagen oft die Rede. Vgl. Zingerle, Nr. 513 ff. und Vonbun-Sander, S. 123.

79. Das Goldstücklein.

Ein Tobadiller Weiblein, eine ziemlich einfältige Person, kam einstens durch Zufall zur äußeren G'fällbrücke, welche in nächster Nähe der Schlossruine Wiesberg, unmittelbar unter dem berühmten Trisanna-Viaduct, über die Sanna führt. Auf dieser Brücke standen, wie das Weiblein gegen alle Erwartung bemerkte, eine Menge schwarzer Säcke mit großen Löchern, aus denen ganz wertlose Waren, wie alte Hadern, Glas- und Schüsselscherben, zerbrochene Wetzsteine u. dgl. hervorlugten. Die Person dachte sich: „Wer mag doch diese alten Säcke mit dem lumpigen Zeuge, das niemanden dienen kann, hieher gestellt haben?“ Sie musterte die Ware etwas näher und sagte endlich: „Höchstens einen Wetzsteinstumpf könnte ich zur Schärfung meines Sackmessers brauchen; einen solchen will ich mitnehmen“. Sie griff hierauf nach einem Stumpf, steckte diesen in ihren Kittelsack und gieng damit nach Hause. Dort angelangt, wollte sie denselben aus dem Sacke nehmen, doch da fand sie keinen Stumpf mehr. Sodann durchmusterte sie genauer den Sack, und siehe da, in dessen unterster Falte stieß sie auf eine kleine Münze, und als sie diese aus dem Sacke herausnahm, war es ein funkelndes Goldstücklein! Ganz außer sich vor Freude lief das Weiblein wiederum hastig den Berghang zur genannten Brücke hinab, doch diesesmal waren die Säcke mit ihrem Inhalte spurlos verschwunden [1]).

[1]) Besonders Kohlen werden gern zu Gold. Vgl. Zingerle, S. 582—586, Vonbun-Sander, S. 48 Nr. 5. Mit unserer Sage ist zu vergleichen eine ähnliche bei Zingerle, Nr. 525.

80. Die Milchnudeln.

Vor vielen, vielen Jahren ſammelte ein einfältiger Tobadiller Knabe in dem nahegelegenen Schloſswalde dürres Reiſig für die Küche ſeiner Mutter. Der Junge hatte bald ein Bündel ſolchen Klaubholzes beiſammen, lud dasſelbe auf den Rücken und trug es, weil ihn der nächſte und bequemſte Weg ſo führte, bis zum Schloſſe Wiesberg, wo er für einige Augenblicke zu raſten gedachte. Als der Knabe zufällig ſeine Blicke auf das gegenüberſtehende ſtattliche Schloſs warf, fand er deſſen Thor geöffnet und bemerkte eine große Pfanne voll Milchnudeln, die im Flure ſtand. Wie ſtaunte da der gute Knabe und dachte bei ſich: „Hätte ich doch einen Löffel bei mir, wie gerne wollte ich mich — ich ſpüre ja große Eſsluſt — an dieſem köſtlichen Mahle erquicken!“ Nach langer Überlegung, was er doch thun ſollte, um von dieſen Nudeln eſſen zu können, beſchloſs derſelbe endlich, haſtig nach Hauſe zu eilen, um ſich einen Löffel zu holen. Raſch war er wieder ins Schloſs zurückgekehrt, doch jetzt fand er keine Spur mehr von dieſen Nudeln. Der Schatz „blühte“ eben nur auf kurze Zeit, welche der Knabe nicht zu benützen verſtand, um zu Reichthum und Wohlhabenheit zu gelangen [1]).

81. Das Fünflire-Stück.

Als eines Tages in der Morgendämmerung ein Kappler durch den Plattiger Wald gieng, gewahrte

[1]) Drei andere Sagen von Schätzen auf oder bei Wiesberg finden ſich bei Zingerle, Nr. 588 und 597.

er neben dem Wege ein Häuflein glühender Kohlen. Der Mann dachte bei sich: „Wer mag denn heute so früh schon ein Feuer hier angezündet haben?“ füllte seine Pfeife mit Tabak und legte auf diesen eine solche Kohle. Wie er hierauf weitergieng, bemerkte er zu seiner größten Freude, dass diese Kohle sich in einen „Fünflibr“ verwandelt habe. Rasch kehrte der Mann zurück, um noch die anderen Kohlen zu holen; indes diese waren trotz alles Suchens nirgends mehr zu entdecken [1]).

82. Die Kornsäcke.

Ein Paznauner Bauer gieng auf dem Heimwege begriffen — ich weiß nicht wann — über die Zamser Innbrücke. Hier standen, wie er zu seinem großen Erstaunen wahrnahm, drei Säcke, von denen der erste mit Weizen, der zweite mit Roggen und der letzte mit Gerste gefüllt war. Der Paznauner dachte sich: „Wer mag etwa diese drei Säcke und zu welchem Zwecke hieher gestellt haben?“ Weil ihm das Getreide überaus gut gefiel, so nahm er von jedem Sacke zur Probe ein Körnchen, steckte dieses in seine Westentasche und gieng seines Weges weiter. Als der Bauer zu Hause angekommen war, so wollte er seinem Eheweibe die schönen großen Körner zeigen, doch siehe, statt deren fand er in der Tasche drei klingende, funkelneue Goldmünzen vor und zwar ein Gold-, ein Silber- und ein Kupferstücklein!

[1]) Sonst verwandeln sich Kohlen gern in Gold. Vgl. die Anm. zu Nr. 79.

Da reute es den Bauern fürwahr, dass er nicht mehr Körner aus jenen Säcken mitgenommen, legte nochmals hastigen Schrittes den langen Weg bis zur Zamser Brücke zurück, doch diesesmal standen keine Säcke mehr darauf; die Schätze „blühten", wie man sagt, nicht mehr [1]).

83. Die schöne Frau.

Zwei Mädchen aus St. Anton (Montavon) giengen vor vielen Jahren in den nahen Föhrenwald, um Erdbeeren zu suchen. Beim Pflücken dieser schmackhaften Beeren hatten sie sich allmählich in dem großen Revier so weit von einander entfernt, dass sie sich gar nicht mehr fanden. Da begegnete dem einen eine schöne, hehre Frauengestalt und lud es freundlichst ein, ihr auf die Höhe zu folgen; dort würde es viel Schönes sehen und auch zum Geschenke bekommen. Hierauf gieng sie rasch voran, und das Mädchen eilte ihr nach. Bald darauf blickte sie nach demselben um, ob es ihr wohl nachfolgte. Da bemerkte das Mädchen, dass die anfänglich so schöne und liebenswürdige Frau recht häslich geworden sei, so dass es gar keinen Gefallen mehr an ihr fand. Die Frau stieg wieder die steile, holperige Halde hinan und das Mädchen ihr nach. Sodann drehte sie sich abermals um und blickte nach dem Mädchen. Jetzt erschien sie diesem geradezu abscheulich, so dass es ein gewaltiges Grauen überkam und es erschrocken zurücklief. Während

[1]) Oft erscheinen Schätze als Weizen. Vgl. Zingerle, Nr. 599—601.

dasſelbe die Halde hinabeilte, hörte es die Frau unaufhörlich jammern und weinen, daſs es, bereits ſo nahe am Ziele, wo es ſie hätte erlöſen können, ſie noch im Stiche gelaſſen habe.

---

84. Das ſchöne Haus.

Eines ſchönen Tages verfügte ſich ein Bauer aus St. Anton mit einem großen Sacke in den nahegelegenen Wald, um Streu zu holen. Als er eine kurze Strecke Weges hinter ſich hatte, begegnete ihm eine Frau, die ihn freundlichſt anblickte und dringendſt erſuchte, mit ihr zu gehen; er brauche ſich nicht im mindeſten zu fürchten, da ihm nichts Schlimmes widerführe, und was ſie ihm zeigen würde, das ſolle er beherzt als ſein Eigenthum betrachten und mitnehmen. Der Bauer folgte der Frau die ſteile Halde hinauf. Oben angelangt, erblickte er ein großes ſchönes Haus. Vor dieſem blieb die Frau ſtehen und ſagte, er möchte jetzt da eintreten und, was er Schönes darin ſehen würde, ſich aneignen. Der Bauer betrat unerſchrocken das Haus und kam zunächſt in ein Zimmer, worin ein freundlich blickendes Mädchen bei einem Tiſche ſaß und ſtrickte. Gegenüber ſtand ebenfalls ein Tiſch, den ein großer Haufe Kupferſtücke bedeckte. Von hier gieng der Mann in ein zweites, ſchöneres Zimmer, worin gleichfalls ein etwas lächelndes Mädchen beim Tiſche ſaß und nähte. In einer Ecke dieſes Zimmers waren eine große Menge blanker Thaler aufgehäuft. Schließlich begab ſich der Bauer noch in ein drittes Zimmer, welches an Schönheit und Pracht die

beiden früheren weit übertraf. In demſelben ſtickte ein holdſelig lächelndes Mädchen bei einem Tiſche. In der Nähe ſtand ein zweiter Tiſch, auf dem ungeheuer viele Goldſtücke aufgeſchichtet lagen. Der Mann fand ſofort an dieſem funkelnden Gelde den größten Gefallen und ſagte voller Freuden zu ſich: „All dieſe Goldſtücke will ich in meinen großen Sack geben und nach Hauſe tragen“. Schon war er bereit zuzugreifen, als ihn plötzlich ein gewaltiger Schauer befiel, daſs er heftig auffuhr und unverrichteter Dinge aus dem Hauſe lief. Sofort war dieſes weggezaubert, und wie er über die Berglehne hinuntereilte, hörte er die Frau unabläſſig jammern und ſeufzen, daſs die gegenüberliegende Berglehne wiederhallte[1]).

85. Die Schlange mit dem goldenen Schlüſſel.

Caſpar Caſpar, vieljähriger Landbote in St. Gallenkirch, deſſen Enkel gegenwärtig noch daſelbſt leben, begab ſich an einem Donnerstage, ſeinem regelmäßigen Botengange, auf den Weg nach Bludenz, um hier die nöthigen Einkäufe zu beſorgen. In der Nähe des Dorfes St. Anton hörte er plötzlich ſeinen Namen rufen. Er wandte ſich um und erblickte vor ſich eine ſchöne Frau. Dieſe ſagte ganz freundlich: „Caſpar Caſpar, ſchneide dir in dem Walde hinter dem (erwähnten) Dorfe einen Haſelſtecken ab und verſetze dann mit dieſem der Schlange, welche mit einem Schlüſſel im Maule du alsbald auf dem Wege treffen wirſt, hintereinander drei Schläge.

[1]) Vgl. Zingerle, Nr. 527.

Dieſelbe wird ſich allerdings nach jedem Streiche ſehr wild und ungeſtüm geberden; indes ſei ohne alle Furcht, es kann dir nicht das geringſte Leid zuſtoßen. Nach dem dritten Streiche, den du jener gibſt, läſst ſie den Schlüſſel aus dem Maule fallen und verſchwindet urplötzlich; an ihrer Stelle ſteht dann auf dem Wege eine Kiſte voll Geld, welche dieſer Schlüſſel öffnet. Beſtehſt du beherzt die Aufgabe, ſo ſoll der Inhalt der Kiſte dein Eigenthum ſein". So ſprach die Frau und verſchwand. Der Bote hatte ſich in dem nahen Walde eine ſolche Gerte abgeſchnitten und bald darauf auch die genannte Schlange auf dem Wege gefunden. Ohne ſich erſt zu beſinnen, verſetzte Caſpar Caſpar ihr ſofort mit der Gerte einen Streich, worauf dieſelbe ſich ſehr ungeberdig zeigte und ihn mit ihren funkelnden Augen grimmig anblickte. Darauf gab der Bote der wilden Schlange einen zweiten Streich. Da bäumte ſich dieſe in ihrer Wuth und ſchoſs ziſchelnd gegen den armen Mann, als wollte ſie ihn vernichten. Auf das hin gerieth der Bote in eine furchtbare Angſt und lief, ohne den letzten Streich noch zu wagen, haſtig über Stock und Stein davon. Da hörte er die Frau, welche ihm früher begegnet war, bitterlich weinen und wehklagen, daſs ſie jetzt von neuem wieder ſo lange leiden müſste, bis abermals ein Mann ſich fände, der den gleichen Tauf- und Geſchlechtsnamen führte und die vorgelegte Aufgabe auch kühn und unerſchrocken löste [1]).

[1]) An der Stelle des heutigen Dorfes St. Anton, früher auch Zalanz geheißen, ſoll in uralter Zeit die üppige Stadt Prazalanz geſtanden ſein, die, während deren Einwohner ſich

86. Der fromme Mann.

Hoch oben über St. Gallenkirch auf dem Nêza stand bis vor kurzem das älteste Haus von der ganzen Gemeinde. Es war bereits erbaut zu einer Zeit, wo noch das ganze Montavon keine einzige Kirche besaß, weshalb seine Bewohner an Sonn- und Festtagen den langen Weg bis nach Bludenz (im Walgau) zum Gottesdienste zurücklegen mußten. Dies war für die entlegeneren hochbetagten Leute, zumal bei großem Schnee im Winter, oft geradezu unmöglich. Das eben erwähnte Haus bewohnte als Eigenthum damals ein gewisser Ginêzer, ein überaus frommer alter Mann. Von diesem weiß die mündliche Überlieferung folgenden wundersamen Zug zu berichten:

Eines Tages — es war an einem Sonntage früh — besuchte den Ginêzer ein fern lebender Bekannter. Jener begrüßte seinen Freund, den er schon seit langem nicht mehr gesehen, aufs herzlichste und hieß ihn in seinem Hause willkommen. Sie nahmen beim Tische platz und erzählten einander die mannigfachen Erlebnisse seit ihrer letzten Zusammenkunft. Wie beide so im besten Gespräche waren, da unterbrach auf einmal der fromme Alte seinen lieben Freund und sagte: „Jetzt müssen wir beten, weil es soeben in der Kirche zu Bludenz zur hl. Wandlung läutet". Diese Worte

---

in unmäßiger und frecher Weise der Tanzlust ergaben, durch einen Bergsturz verschüttet wurde. Vgl. hierüber Vonbun-Sander, S. 98 ff. und mit unserer Sage auch Zingerle, Nr. 526, 528, 555 ff. — „Schlangen mit goldenen Schlüsseln begegnen häufig in Schatzsagen" ebenda, Nr. 300 Anm., 562 f.

klangen dem Beſucher doch geradezu unglaublich, weshalb er ſogleich entgegnete: „Dies iſt doch eine Täuſchung von dir; denn von Bludenz, das gewiſs 5 Stunden von hier entfernt iſt, kannſt du es unmöglich läuten hören!“ Hierauf verſetzte Ginêzer gelaſſen: „Drücke deinen rechten Fuß auf den meinigen, dann wirſt du das Läuten vernehmen“. Der Freund that, wie ihm Ginêzer befohlen hatte, und ſofort hörte er ebenfalls ganz deutlich das Läuten der Bludenzer Glocke.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
1. Der Zitherſpieler	1
2. Der Kopfloſe	2
3. Der Neugierige	3
4. Das Bichmandli als Hirte	4
5. Die böſe Fenkin	7
6. Die eingeklemmte Fenkin	8
7. Das Bergmännlein auf dem Heimgarten	10
8. Die Fenken auf Beſuch	11
9. Die Entführung der Wöchnerin	12
10. Das Venedigermännlein	13
11. Der Holzer im Mitterwald	15
12. Die ſchwarze Katze	16
13. Der verhängnisvolle Kuchen	17
14. Der ſilberne Löffel	18
15. Der läſtige Käfer	19
16. Die verzauberte Gemſe	21
17. In Eisblöcke verwandelte Hexen	22
18. Hexenfahrten	23
19. Der nächtliche Ritt	28
20. Die zwei Hexen im Cavatal	30
21. Die Mühle bleibt ſtehen	33
22. Der gelöste Bann	35
23. Der vereitelte Überfall	36

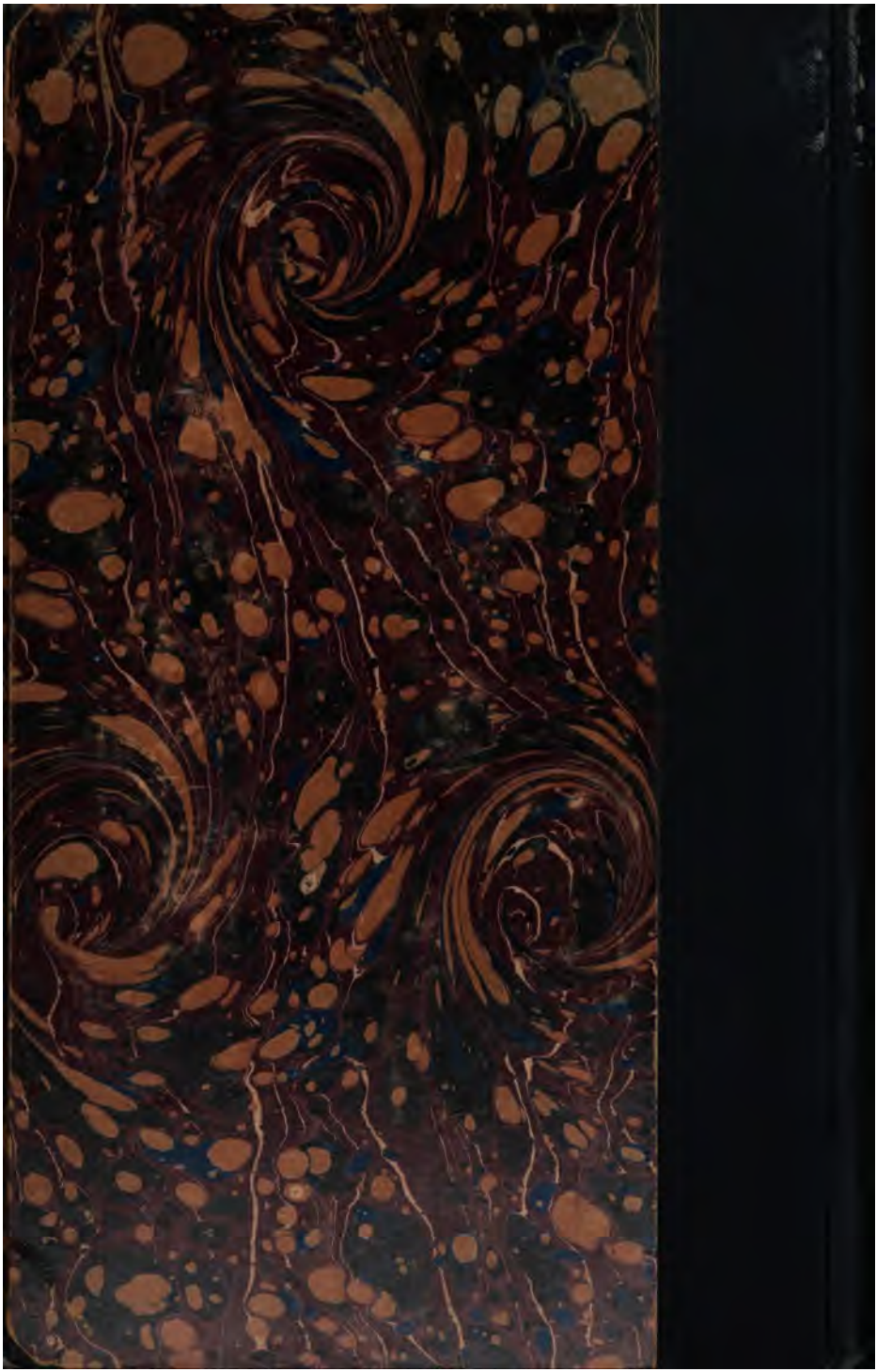
Seite

24. Der dreibeinige Haſe 37
25. Die Teufelsbeſchwörung 38
26. Der ſchwarze Hund 39
27. Der Schimmelreiter 40
28. Das ſchreibende Schwein 42
29. Das Schweinäule 44
30. Die Dirne holt die Alpenſeihe 44
31. Die Wette 45
32. Die Sennerin lockt Schweine 47
33. Vor Gottes Richterſtuhle iſt alles gleich . . . 48
34. Die Sennerin verſcharrt das todte Schwein . . 49
35. Der Knall in der Sennhütte 50
36. Die Sennerin kocht ein Rahmmus 53
37. Die Sennerin mit der Buttermilch 54
38. Das Butzweible 55
39. Der Butz in Biſul 58
40. Die Hirten in Biſul 59
41. Der Hirte im Zamſerloch 61
42. Die Sennerin kocht Schupfnudeln 63
43. Das Weiblein vor der Sennhüttenthüre . . . 66
44. Das Weiblein mit der Göbſa voll Regenwürmer . 68
45. Das Weiblein mit der Nudelkappe 70
46. Der Butz mit der wollenen Zipfelmütze . . . 72
47. Das Knoſpamandli 73
48. Die Puppe 74
49. Der Geiſterſtier 75
50. Die Geiſterherde 77
51. Meſſeleſende Prieſter 77
52. Die nächtliche Erſcheinung 80
53. Der Warnungsruf 81
54. Das letztemal auf dem Heimgarten 81
55. Der Butz auf dem Neza 83
56. Der Butz im Schattenort 85
57. Der ſchwarze Mann in der Kammer . . . 87
58. Der Butz ſitzt auf 88

Seite

59. Der Butz ohne Kopf 88
60. Die drei schwarzen Männer 89
61. Der nächtliche Mäher 90
62. Der Mann auf dem Baume 91
63. Der brennende Kohlensack 92
64. Der Butz beim Glitter Brunnen 92
65. Irregeführt 93
66. Das gefährliche Jauchzen 94
67. Der Butz im Plattiger Wald 95
68. Das Geisterrind 97
69. Der Butz in Bisniz 97
70. Der Butz mit dem feurigen Markſteine . . . 98
71. Die entlarvten Bütze 99
72. Das Mädchen mit den Bändern 101
73. Der blasse Geliebte 102
74. Der Geliebte am Kammerfenster 103
75. Das Weiblein im G'fäll 104
76. Die umgehende Wöchnerin 105
77. Die Leiche 106
78. Das Kegelscheiben 108
79. Das Goldstücklein 110
80. Die Milchnudeln 111
81. Das Fünflire-Stück 111
82. Die Kornsäcke 112
83. Die schöne Frau 113
84. Das schöne Haus 114
85. Die Schlange mit dem goldenen Schlüssel . . 115
86. Der fromme Mann 117

Berichtigung.

Seite 36, Anmerkung soll es heißen
„Über Stellen, Festmachen, Bannen“ statt „Über stellen, festmachen, bannen“,
Seite 79, Zeile 8 von oben „mit Beten“ statt „mit heten“.

3 2044 051 765